

Astrid Lindgren

Märchen

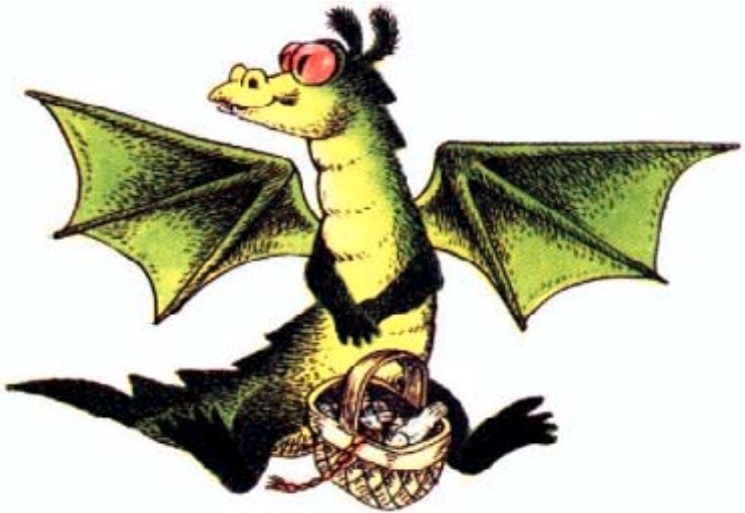


Oetinger

Astrid Lindgren

Märchen

Zeichnungen von Ilon Wikland



Verlag Friedrich Oetinger - Hamburg

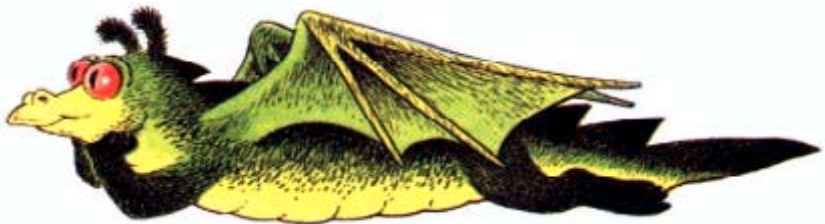
ISBN 3-7891-2941-X

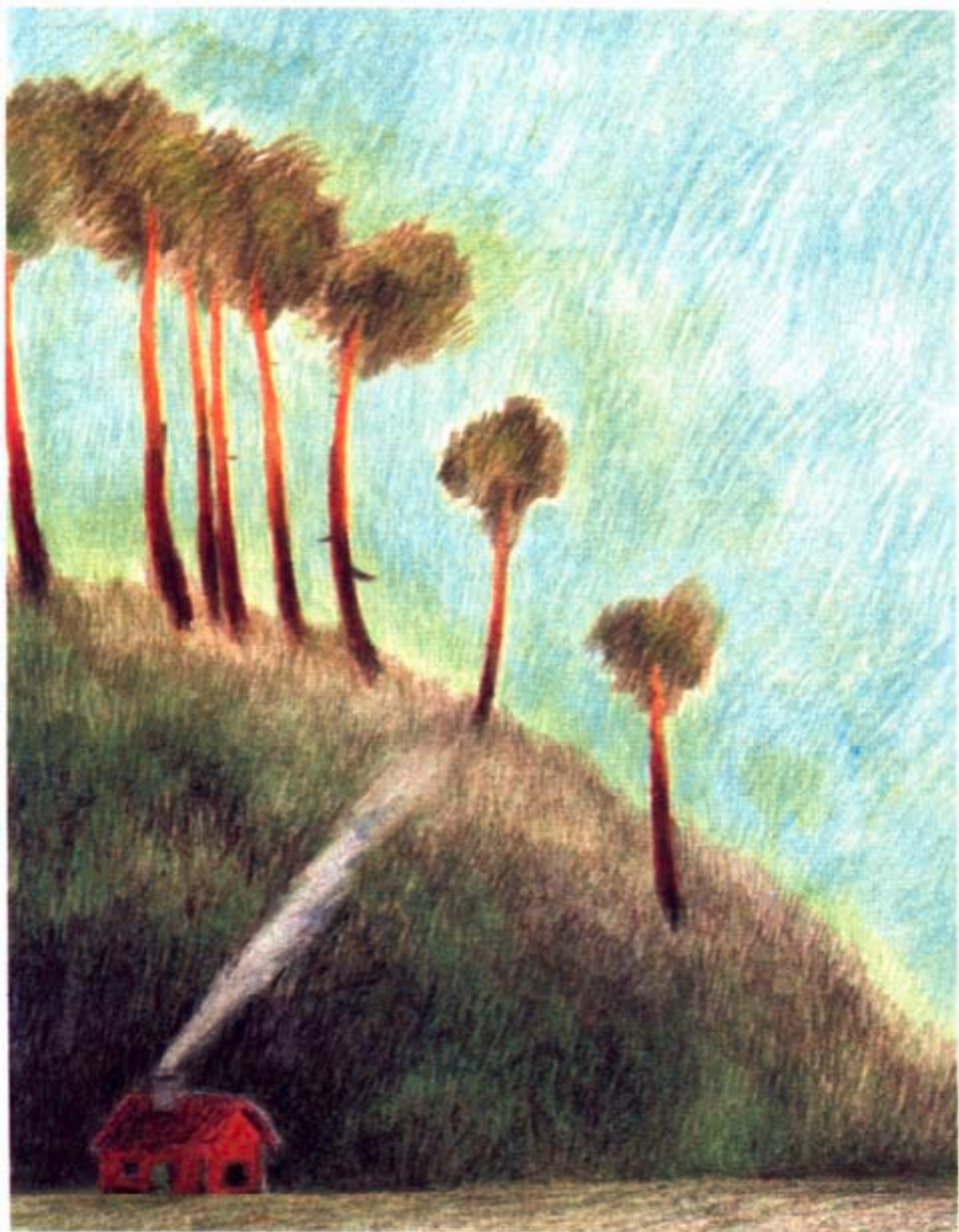


Ebook by »Zerwas«

Inhalt

- 5 Rupp Rüpel, das grausigste Gespenst aus Småland
- 22 Die Prinzessin, die nicht spielen wollte
- 33 Im Land der Dämmerung
- 46 Kuckuck Lustig
- 56 Die Elfe mit dem Taschentuch
- 65 Junker Nils von Eka
- 95 Die Schafe von Kapela
- 111 Im Wald sind keine Räuber
- 125 Nils Karlsson-Däumling
- 144 Sonnenau
- 163 Die Puppe Mirabell
- 174 Allerliebste Schwester
- 181 Peter und Petra
- 192 Klingt meine Linde
- 209 Der Drache mit den roten Augen





Rupp Rüpel, das grausigste Gespenst aus Småland

Es ist gut, eine Großmutter zu haben, besonders eine, die Spukgeschichten erzählen kann. Und so eine hatten wir, mein Bruder und ich.

Großmutter wohnte in einem kleinen roten Haus ganz am Ende eines Bergrückens, der nur aus Geröll bestand. Ich weiß nicht, was spannender war, dieser Geröllhang oder Großmutter's Spukgeschichten. Eins steht jedenfalls fest, es machte Spaß, Großmutter zu besuchen, und wir taten es oft, mein Bruder und ich. Dabei war es ein mächtig weiter Weg dorthin. Es ging über Wiesen und durch kleine Wälder und über Anhöhen mit Kiefern, bis wir endlich das Großmutterhäuschen in einer Mulde am Berghang liegen sahen. Und dort in der kleinen Küche saß Großmutter, die so lieb war und so wunderbar erzählen konnte.

Es dauerte auch nicht lange, und wir bettelten wie immer: »Großmutter, erzähl doch mal von Rupp Rüpel!« Und dann tat Großmutter es. Ungefähr so fing sie an:

»In dem Dorf, wo ich geboren bin, gab es vor vielen hundert Jahren einen Knecht. Rupp Rüpel hieß er.«

»Aber warst du denn damals schon auf der Welt?« fragte ich. Großmutter schnaubte ungeduldig durch die Nase.

»Hab ich das etwa gesagt? *Ich* doch nicht, du Dummerchen! Aber meine Großmutter, die konnte von ihm erzählen, so daß es mich dummes kleines Ding, das ich damals war, richtig gruselte.«



»Dann hat also deine Großmutter Rupp Rüpel gesehen?« fragte mein Bruder.

»Nein, hat sie nicht. Aber *ihre* Großmutter hat ihn wohl gesehen, soviel ich weiß. Jedenfalls hat sie von ihm erzählt, als meine Großmutter noch klein war.«

»Und jetzt bist du an der Reihe, Großmutter«, sagte ich. »Also wie war das?«

»Ja, dieser Rupp Rüpel, das war ein wilder Kerl, der dauernd irgendwas ausheckte und nichts als dummes Zeug im Kopf hatte«, erzählte Großmutter. »Und das, obwohl er Knecht beim Pfarrer war und sich weiß Gott hätte anständiger benehmen müssen. Einer, den dieser Rupp Rüpel nicht ausstehen konnte, war der Küster. Der war ihm ein Dorn im Auge.«

»Der Küster, das war doch der, der sonntags in der Kirche immer die Orgel spielte, nicht?« sagte mein Bruder, nur um Großmutter zu zeigen, daß wir im Bilde waren.

»Ja«, sagte Großmutter, »und manchmal spielte er auch nachts. Also auf der Orgel in der Kirche, zu der er ja den Schlüssel hatte, und darum konnte er kommen und gehen, wenn er wollte. Und Musik liebte dieser Küster über alles, egal, ob es Tag war oder Nacht. An einem kalten Herbstabend tauchte in Rupp Rüpels sündigem Schädel der Gedanke auf, dem Küster jetzt einen ordentlichen Schrecken einzujagen.«

»Was tat er denn?« fragte mein Bruder, obwohl er es genauso gut wußte wie ich.

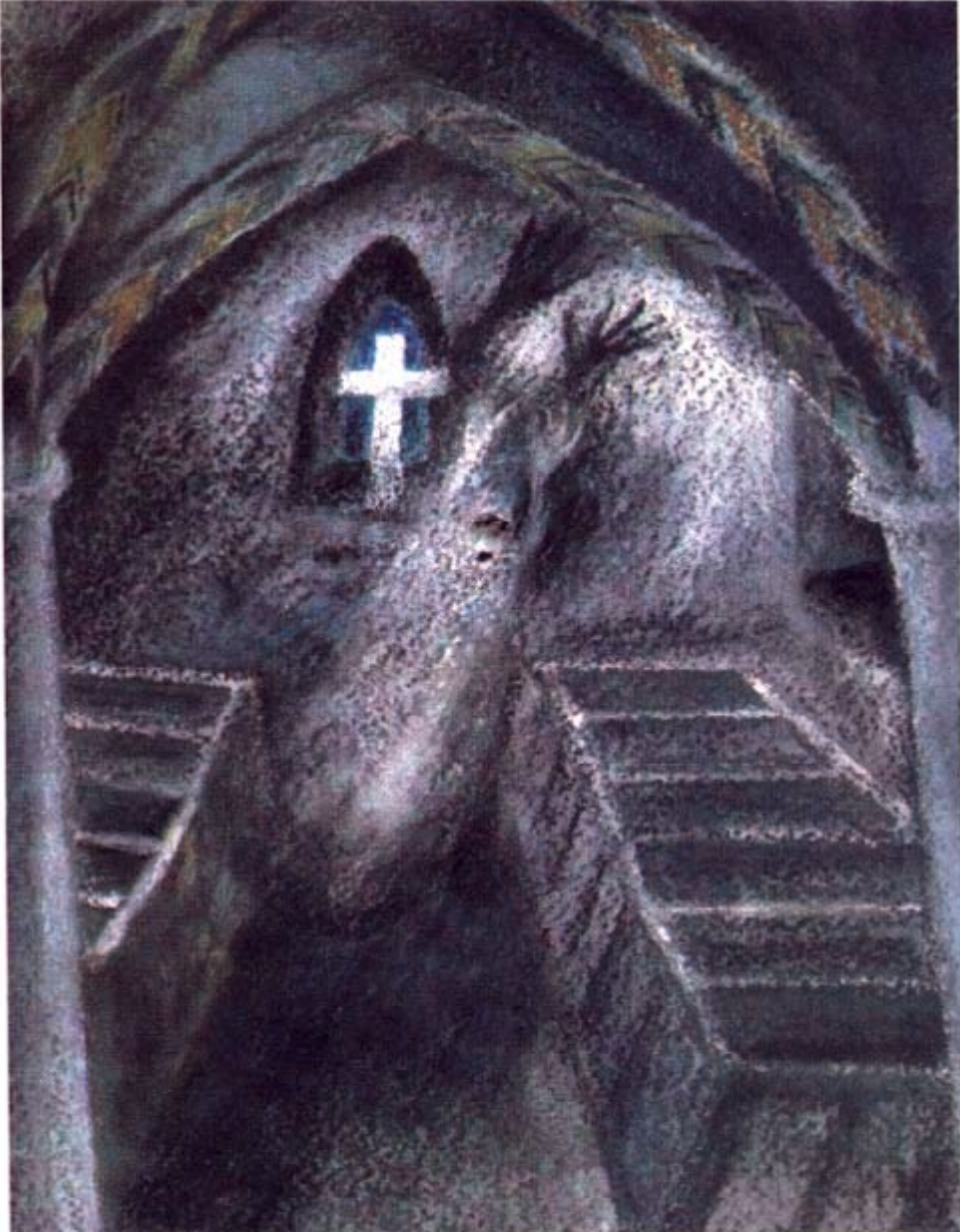
»Dieser Schurke hatte sich mit weißen Laken als Gespenst verkleidet und sich dazu eine Maske aufgesetzt, eine Fratze, die irgendwie leuchtete. Und so schlich er sich in die Kirche. Und da sitzt nun der arme Küster in aller Seelenruhe und spielt so himmlisch schön. Plötzlich hört er im Gotteshaus ein fürchterliches Gebrüll, und vorne vor dem Altar steht ein Scheusal, eine gräßliche Spukgestalt. Kein Wunder, daß der Küster entsetzt

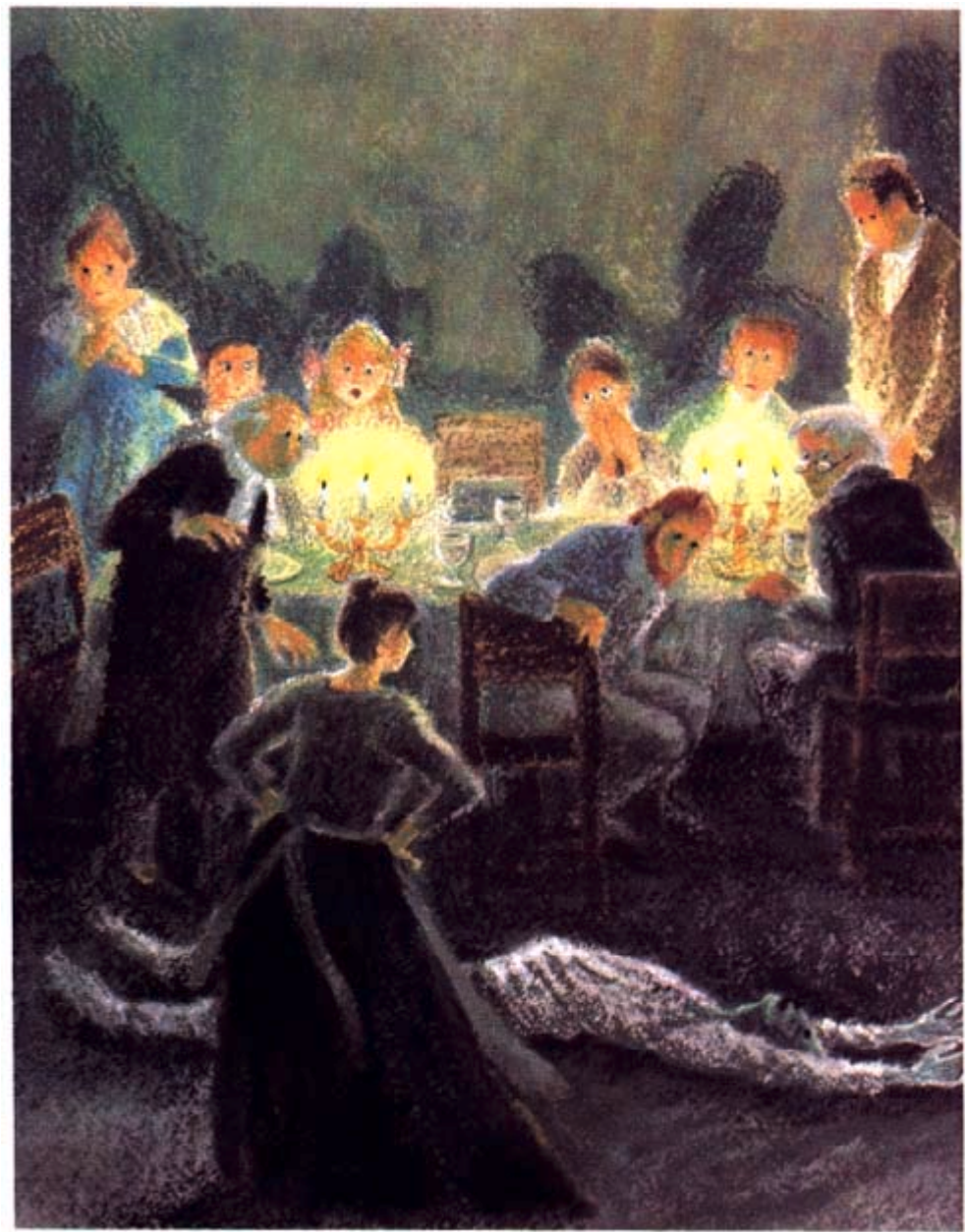
aufschrie und auf den Ausgang zustürzte, so schnell ihn die Beine nur trugen. Doch hinter ihm her rannte das Gespenst und jagte ihn durch die ganze Kirche. Der Küster lief um sein Leben und konnte sich gerade noch im letzten Augenblick durch die Tür retten. Aber hinter ihm kam das Gespenst, es wollte auch raus. Ja, Rupp Rüpel wollte auch raus, denn allein in der Kirche zu bleiben, traute er sich nicht. Er hatte nämlich selber Angst vor Gespenstern! Aber da traf ihn die Strafe. Gerade als er sich durch das Kirchentor zwängte, spürt er, wie ihn jemand von hinten zu packen kriegt, und da gefror ihm vor Schreck das Blut in den Adern. Denn wer sonst konnte ihn beim Schlafittchen packen, wenn nicht ein Gespenst oder womöglich gar der Herrgott selber, der ihn für das bestrafen wollte, was er dem Küster angetan hatte, obendrein noch in Gottes eigenem Haus.

Der nächste Tag war ein Sonntag, und als die Dorfbewohner mit dem Pfarrer und dem Küster an der Spitze zur Kirche kamen, da fanden sie Rupp Rüpel kalt und steif vor der Kirchentür liegen. Aber es war weder ein Gespenst noch der Herrgott im Himmel, der seine Hand nach Rupp Rüpel ausgestreckt hatte, es war die schwere Kirchentür gewesen. Sie war hinter ihm zugeschlagen und hatte sein Gespensterlaken festgeklemmt, so daß er nicht mehr los kam.«

»War er tot?« fragte ich, obwohl ich wußte, wie es war.

»Nein, tot war er nicht«, sagte Großmutter. »Aber lebendig war er auch nicht mehr, o nein! Denn das Blut war ihm ja in den Adern zu Eis gefroren, und es taute nie wieder auf. Und auf diese Weise wurde Rupp Rüpel zu einem Gespenst. So ergeht es dem, der im Gotteshaus Unfug treibt! Weder der Pfarrer noch die Gemeinde wußte, was sie mit ihm machen sollten. Begraben konnten sie ihn ja nicht, wenn er nicht richtig tot war. Darum hoben sie ihn einfach auf und lehnten ihn, so





stocksteif, wie er war, an die Kirchenmauer. Und da stand er dann.«

»Wie lange denn? « fragte mein Bruder, obwohl wir es schon so oft gehört hatten.

»Hundert Jahre lang«, sagte Großmutter. »Noch lange nachdem der Küster schon tot und begraben war und der Pfarrer ebenfalls, stand Rupp Rüpel da und spukte, daß die Leute vor lauter Entsetzen weite Umwege machten. Keiner wollte in seine Nähe kommen.«

»Aber wie war das noch mit der Magd des Pfarrers? « fragte mein Bruder, und ich kriegte eine Gänsehaut, denn jetzt fing es erst richtig an.

»Damals wohnte im Pfarrhof schon lange ein neuer Pfarrer«, sagte Großmutter. »Und er hatte eine Magd, die sich vor nichts auf der Welt fürchtete, nicht vor Gespenstern und Teufeln und nicht vor Unholden oder sonstigem Höllenpack.

Nun wurde an einem Herbstabend im Pfarrhof ein Fest gefeiert. Es waren viele junge Leute da und darunter ein richtiger Tollkopf, der wissen wollte, ob sich die Magd denn wirklich vor gar nichts fürchte. »Wenn du tatsächlich so mutig bist, dann kannst du ja mal zur Kirche raufgehen und Rupp Rüpel herholen. Tust du das, kriegst du fünf Kronen für einen Kleiderstoff von mir«, sagte er, denn er war ein reicher Pinkel. Die Magd lachte nur und sagte, diesen Kleiderstoff habe sie schon so gut wie in der Tasche. Und sie raus in die dunkle Nacht und rauf zur Kirche. Da nahm sie Rupp Rüpel auf den Rücken und trug ihn zum Pfarrhof. Geradewegs in den großen Eßsaal trug sie ihn, und da warf sie ihn auf die Dielen, daß es nur so krachte. Wie ein Rauschen ging es durch den Saal, denn so ein mutiges Mädchen hatte noch keiner je gesehen. Und der Bursche, der sie losgeschickt hatte, kramte auch sofort fünf Kronen für einen Kleiderstoff hervor. »So, und jetzt kannst du Rupp Rüpel wieder zurückbringen«, sagte

er. Tja, das hatte er sich so gedacht!

›Wir haben nur abgemacht, daß ich ihn herhole‹, sagte die Magd.

›Zurückbringen kannst du ihn selber.‹

Aber das wagte der Bursche natürlich nicht. Also mußte er der Magd noch einmal fünf Kronen geben, damit *sie* es tat, mit weniger gab sie sich nicht zufrieden.

Und dann stiefelte dieses mutige Mädchen wieder in die Dunkelheit hinaus. Mit Rupp Rüpel auf dem Rücken kletterte sie den Kirhhügel bergan, und Angst hatte sie auch jetzt nicht. Kaum aber war sie bei der Kirche angekommen, da kriegte Rupp Rüpel sie zu packen.«

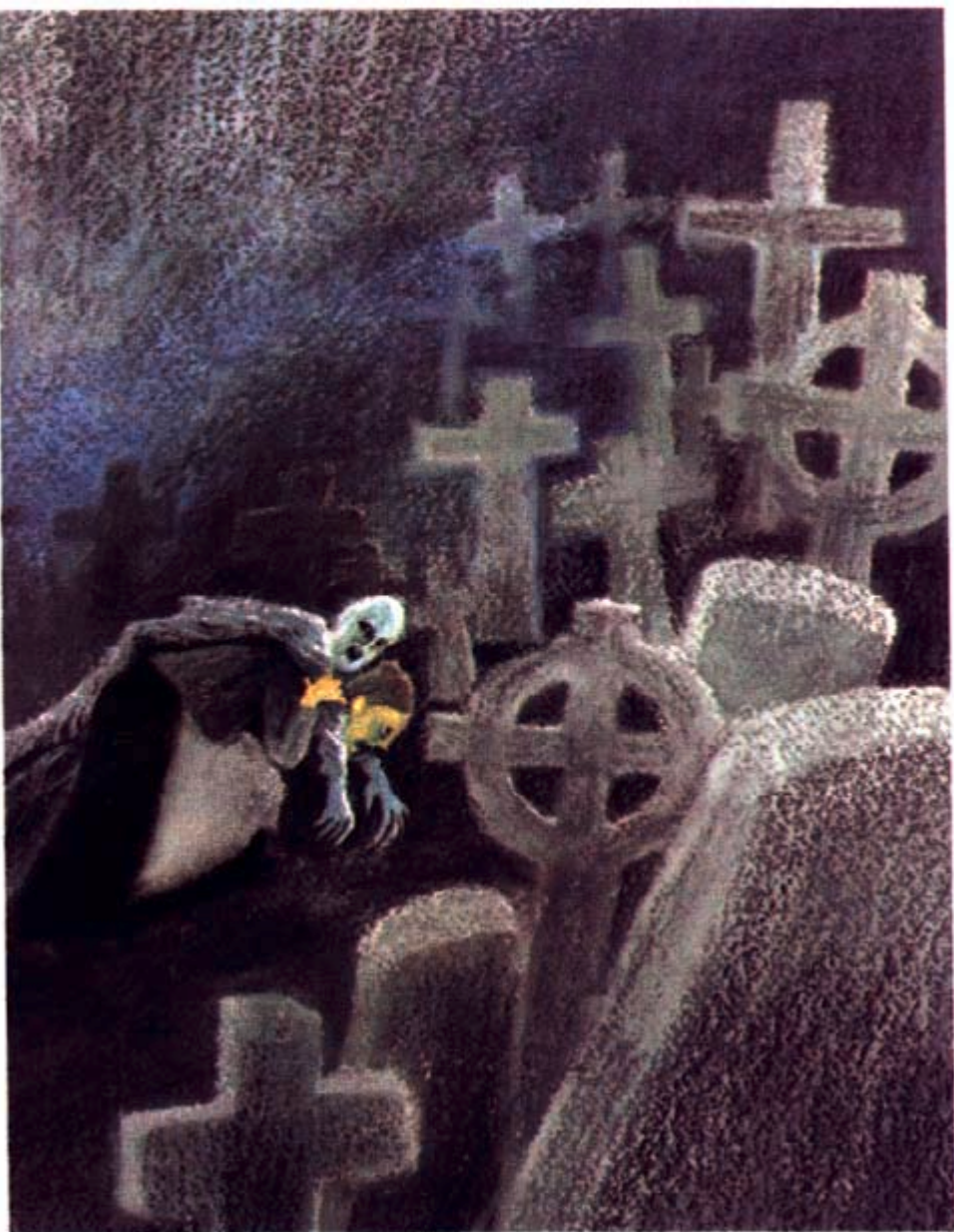
Als Großmutter das sagte, gefror auch uns das Blut in den Adern.

›Da kriegte Rupp Rüpel sie zu packen« - daß es so furchtbare Worte überhaupt geben konnte!

›Und dann krallte er ihr seine kalten Gespensterfinger um den Hals, das hat er doch gemacht, nicht? « fragte mein Bruder, so als hätte er es noch nie gehört.

›Genau das machte er«, sagte Großmutter. ›Denn er wollte die Magd zwingen, ihn zum Grab des Küsters zu tragen, damit er ihn um Verzeihung dafür bitten konnte, daß er ihn so fürchterlich erschreckt hatte, vor so etwa hundert Jahren. Und die Magd mußte gehorchen, denn das muß man, wenn einem Gespensterhände die Kehle zuschnüren, sonst nimmt es ein schlimmes Ende. Sie schleppte Rupp Rüpel also zum Grab des Küsters, und dort bat er den Küster mit seiner grausigen Gespensterstimme um Verzeihung«, sagte Großmutter.

›Und da kam aus dem Grab eine andere hohle Gespensterstimme, es war die des Küsters, und die antwortete: ›Ich verzeihe dir, wenn Gott dir verzeiht.‹ Im selben Augenblick fiel Rupp Rüpel zusammen und war nur noch ein Häuflein Asche. Aber die Magd vom Pfarrhof war von da an nicht mehr ganz richtig im Kopf«, sagte Großmutter. ›Na, kein Wunder«, sagte mein Bruder.



In Großmutter's Häuschen gab es nur ein Zimmer und die Küche, aber darüber war noch ein kleiner Dachboden. Dort oben verwahrte Großmutter alle möglichen seltsamen Dinge, und fast immer, wenn wir bei ihr waren, kramte sie irgendwas hervor, das sie uns schenkte. Auch jetzt, nachdem wir Rupp Rüpels Geschichte zu Ende gehört hatten, verschwand sie nach oben. Eine Weile später kam sie mit einer alten Gitarre zurück, die sie meinem Bruder schenkte, und ich kriegte einen dicken Band gebundener Zeitschriften mit vielen Bildern. Als ich ihn anhub, spürte ich, wie schwer er war. Aber Großmutter stopfte ihn in einen Sack und band ihn mir mit einem Strick auf dem Rücken fest. Wirklich eine gute Idee, denn jetzt war es keine Kunst mehr, ihn zu tragen!

»Aber jetzt müßt ihr euch beeilen, damit ihr zu Hause seid, bevor es dunkel wird«, sagte Großmutter. Und da machten wir, daß wir



wegkamen; denn es war November und wurde früh dunkel. Wir sagten also danke schön und auf Wiedersehen und waren auch schon zur Tür hinaus, ehe Großmutter nur blinzeln konnte. »Wir gehen über den Berg«, sagte mein Bruder, und er bestimmte natürlich, wie gewöhnlich. Es führte nämlich ein schmaler, holpriger Weg unten am Hang entlang, den vernünftige Leute benutzten, und den hätten wir auch nehmen sollen, wenn wir nur unsern Grips gebraucht und daran gedacht hätten, noch bei Tageslicht heimzukommen. Aber mein Bruder wanderte, vergnügt auf der Gitarre klimpernd, voran, und ich natürlich hinterher, denn ich folgte meinem Bruder durch Feuer und Wasser, wenn es sein mußte. Oben auf der Höhe wand sich ein kleiner Pfad zwischen Fichten und Kiefern hindurch. Wie durch eine Säulenhalle ging man dort. Geheimnisvoll und herrlich war es sonst hier oben, doch jetzt, so im Dämmerlicht, fand ich es ziemlich gruslig. Außerdem wurde ich langsam müde. Der Sack war schwer, und ich wünschte mir nur, wir wären schon zu Hause. Ich konnte nicht so schnell gehen wie mein Bruder, und nach und nach blieb ich zurück. Schließlich war er mir schon ein gutes Stück voraus, merkte es aber nicht. Er spielte nur munter drauflos. Endlich entdeckte er, daß ich nicht mehr dicht hinter ihm war, und rief:

»Was ist los? Ist der Sack zu schwer? «

Und da rief ich ihm zu - ja, ich schaudere, wenn ich nur daran denke -, ich rief also:

»Ja, er ist so schwer. Lieber würde ich Rupp Rüpel schleppen!« Oh, wie konnte ich nur so etwas Schreckliches sagen! Warum hatte ich das bloß getan? Gespenster kamen, wenn man sie rief und sie beim Namen nannte, das wußte ich doch! Wie konnte ich nur so dumm sein? Jetzt kam er bestimmt angeschlichen, hier zwischen den Kiefern, Rupp Rüpel, das grausigste Gespenst in ganz Småland. Jeden Augenblick konnte er hier auftauchen und mit seiner



schaurigen Gespensterstimme rufen:

»So, du willst mich also tragen? Das kannst du haben!«

Ich versuchte nach meinem Bruder zu schreien, aber er hörte mich nicht. Er spielte ja, so laut er konnte, auf der Gitarre.

Wir waren jetzt auf dem Weg bergab. Dort am Ende des Hanges stand ein dichtes Gebüsch von Haselsträuchern, durch das wir hindurch mußten, um auf die Landstraße zu kommen. Diesem Gebüsch hatten wir einen besonderen Namen gegeben, mein Bruder und ich. »Hain des Heimwehs« nannten wir dieses Gehölz, wieso, wußten wir nicht, wir fanden, es klang so schön.

Jetzt sah ich meinen Bruder im Heimwehhain verschwinden, und mir war so einsam und bange zumute, und ich fühlte mich so verlassen wie sonst niemand auf der Welt. Ich konnte keinen einzigen Schritt mehr tun. Aber ich wußte, ich wußte ja, daß Rupp Rüpel hier irgendwo im Dunkeln lauerte. Ich mußte meinen Bruder einholen. Er war dort drinnen im Haselgebüsch. Ich hörte ihn spielen, und weinend und keuchend stolperte ich ihm nach, hinein in den Heimwehhain. Und da kriegte mich Rupp Rüpel zu packen, ja, das tat er. Mit seinen Gespensterhänden griff er von hinten nach mir und hielt mich fest. Ich schrie, aber er ließ mich nicht los, oh, ich schrie so, daß mir das Blut in den Adern gefror. Jetzt war es aus mit mir, das wußte ich, jetzt gab es keine Rettung mehr.

Doch manchmal geschehen Wunder. Plötzlich hörte ich die Stimme meines Vaters, Papa stand da!

»Aber Kinder, was um alles in der Welt treibt ihr denn hier?« fragte er.

»Wir waren bei Großmutter«, sagte mein Bruder. Jetzt stand auch er neben mir. »Was hast du denn?« fragte er.

Er legte mir die Hand um den Nacken, und dann lachte er laut los. »Du sitzt ja fest«, sagte er. »Guck mal, ein Haselzweig hat sich unter dem Strick festgeklemmt.«

Aber ich konnte nicht lachen. Auch wenn Rupp Rüpel ganz plötzlich verschwunden war. Ich weinte nur, ja, ich weinte, während Papa mich befreite und mir den schweren Sack abnahm, und ich weinte auch noch, als er mich hinunter zur Landstraße trug, wo Pferd und Wagen standen. Doch da trocknete ich meine Tränen und kletterte geschwind auf den Wagensitz. Was für ein Glück, daß Rupp Rüpel verschwunden war und ich meine müden Beine ausruhen konnte. Ja, es war wunderbar, den ganzen Weg nach Hause zu fahren. Manchmal hat man ja wirklich Glück. Papa war in der Mühle gewesen, und die lag nicht weit von Großmutter's Häuschen. Auf dem Heimweg hatte er von oben, vom Bergrücken, Gitarrengelimmer und lautes Schreien gehört.

»Und da dachte ich mir: das sind doch bestimmt die Kinder«, sagte Papa.

Ich saß neben ihm auf dem Kutschbock und hielt seinen Arm ganz fest. Jetzt ging es heimwärts auf dem holprigen Weg, wo der Wagen hüpfte und schaukelte, heimwärts in der Dunkelheit. Und bald war es auch stockfinster. Hinter mir auf der Ladefläche hockte mein Bruder. Er hatte wieder angefangen zu spielen, und jetzt sang er auch dazu:

»Im tiefen, tiefen Walde«, sang er.

Es war eins unserer schönsten Lieder, ein trauriges, von einem armen Kind, das sich im dunklen Wald verirrt hatte.

»Kindlein in der Einsamkeit
weinte sehr, ging zu weit«,

oh, wie traurig und schön es war! Aber zum Glück endete alles gut, das Kind kam schließlich nach Hause. Und mein Bruder zupfte die Saiten und schmetterte fröhlich den Schlußvers:





»Vater, Mutter sind zu Haus,
und jetzt ist der Kummer aus!«

Auch für mich war alles gut ausgegangen, ich weinte nicht mehr in der Einsamkeit unter Kiefern und Haselsträuchern. Und bald waren wir zu Hause, und der Kummer war aus. Und Rupp Rüpel hatte mich auch nicht in seinen Klauen!

Aber den Schrecken hatte ich nicht vergessen. Und als wir beide zu Hause am Küchentisch saßen und Abendbrot aßen, mein Bruder und ich, da fragte ich ihn:

»Glaubst du, daß ich nach alledem auch nicht mehr ganz richtig im Kopf bin? «

»Ach, so einigermaßen schon«, sagte mein Bruder.

Wirklich beruhigt war ich trotzdem nicht.

»Aber die Magd auf dem Pfarrhof, die wurde nie wieder richtig im Kopf, das weißt du!«

Da lachte mein Bruder.

»Na, ganz so übergeschnappt wie die bist du ja nun doch nicht«, sagte er.

Die Prinzessin, die nicht spielen wollte

Es war einmal eine Prinzessin, die nicht spielen wollte. Sie hieß Lise-Lotta. Wie fast alle Prinzessinnen hatte sie helles lockiges Haar und blaue Augen.

Sie hatte ein Zimmer voller Spielsachen. Da gab es die süßesten kleinen Puppenmöbel und Puppenherde mit richtigen kleinen Töpfen und Wasserkesseln, da gab es alle Arten Stofftiere, weiche Katzen und struppige Hunde. Da gab es Baukästen und Malbücher und Tuschkästen und einen richtigen Kaufmannsladen mit Rosinen und Zucker und bunten Bonbons in den Schubfächern. Und trotzdem wollte die Prinzessin nicht spielen.

Ihre Mama, die Königin, war immer sehr traurig, wenn sie Lise-Lotta mißmutig in diesem schönen Spielzimmer sitzen sah.

»Lise-Lotta«, sagte die Königin, »willst du nicht spielen?«

»Nein, das macht keinen Spaß«, sagte Lise-Lotta.

»Vielleicht möchtest du eine neue Puppe haben?« schlug die Königin vor.

»Nein, nein«, sagte Lise-Lotta, »ich kann Puppen nicht leiden!«

Da dachte die Königin, daß Lise-Lotta krank sei, und rief den Leibarzt der Prinzessin an, der sofort kam und ihr eine neue Medizin verschrieb. Nun würde sie sicher froh und munter werden und anfangen zu spielen, meinte der Leibarzt.

Aber nein, nichts half.

Lise-Lotta versuchte, es ihrer Mama recht zu machen. Sie nahm eine Puppe, die ein blaues Kleid anhatte, und zog ihr statt dessen ein



rotes an. Auf winzig kleinen Kleiderhaken hingen viele hübsche Puppenkleider. Da war nur zu wählen. Aber als das erledigt war, guckte sie die Puppe an und sagte:

»Du bist genauso häßlich wie vorher.«

Dann warf sie die Puppe in eine Ecke und fing an zu weinen.

Die Prinzessin wohnte in einem furchtbar schönen Schloß, zusammen mit ihrem Papa, dem König, ihrer Mama, der Königin, hundert Hofdamen und ebenso vielen Hofherren. Kinder gab es im ganzen Schloß nicht, denn Lise-Lotta hatte keine Geschwister, und die Königin dachte, es gehöre sich nicht, eine kleine Prinzessin mit Kindern spielen zu lassen, die nicht Prinzessinnen oder Prinzen waren. Und da Lise-Lotta niemals andere Kinder gesehen hatte, so glaubte sie, es gäbe auf der ganzen Welt nur große Menschen und sie selbst, die klein war.

Manchmal versuchte eine der Hofdamen, mit Lise-Lotta zu spielen. Aber das fand Lise-Lotta richtig langweilig, und dann setzte sie sich auf einen Stuhl und schwieg.

Das Schloß lag mitten in einem großen Park, und rund um den Park war eine hohe Mauer. Sie war von herrlichen Rosen überwuchert, aber es blieb doch eine Mauer, und man konnte nicht sehen, was draußen war. Natürlich gab es ein großes, prächtiges Portal in der Mauer mit hohen Gittertoren, die jedesmal geöffnet und wieder geschlossen wurden, wenn der König in seiner goldenen Kutsche mit den sechs weißen Pferden davor ausfuhr. Aber am Portal hielten immer die Soldaten des Königs Wache. Deshalb mochte Lise-Lotta nicht dort hingehen, denn sie war ein bißchen schüchtern.

Aber ganz weit hinten im Park hatte die Prinzessin eine kleine Gittertür in der Mauer entdeckt. Dort hielten keine Soldaten Wache, denn die Tür war verschlossen, und der Schlüssel hing ordentlich an einem Haken daneben. Oft, sehr oft stand die

Prinzessin an der kleinen Tür und sah hinaus.

Und eines Tages geschah etwas Merkwürdiges. Als die Prinzessin wieder zu der Tür kam, sah sie, daß dort draußen ein Mensch stand, der nicht ein bißchen größer war als sie selbst. Es war ganz einfach ein kleines Mädchen, das dort stand, genau so ein kleines Mädchen wie die Prinzessin. Obwohl sie natürlich kein Seidenkleid wie Lise-Lotta anhatte, sondern nur ein kariertes Baumwollkleid.

Lise-Lotta war sehr erstaunt.

»Warum bist du so klein?« fragte sie.

»Ich bin ja wohl nicht kleiner als du«, antwortete das Mädchen, das übrigens Maja hieß.

»Nein, das sehe ich«, sagte Lise-Lotta, »aber ich dachte, daß nur ich klein bin.«

»Ich finde, wir sind beide ziemlich groß«, sagte Maja. »Da solltest du mal meinen Bruder zu Hause sehen, der ist nur so groß.« Maja zeigte mit beiden Händen, wie klein er war. Lise-Lotta freute sich ganz furchtbar darüber, daß hier jemand war, der genauso klein war wie sie selbst. Und obendrein gab es welche, die noch viel kleiner waren. »Mach mir die Tür auf, dann können wir spielen«, schlug Maja vor. »Nein, nein«, sagte Lise-Lotta, »spielen ist das Entsetzlichste, was ich kenne. Spielst du denn?«

»Das kannst du glauben! Ich spiele immer, immer und immer«, sagte Maja. »Mit meiner Puppe hier.«

Sie hielt etwas hoch, was eher aussah wie ein Stück Holz mit einigen Lappen darum. Es war eine gedrechselte Holzpuppe. Vor langer Zeit hatte sie einmal ein Gesicht gehabt, aber jetzt war die Nase ab, und die Augen hatte Maja selbst wieder mit Buntstift angemalt. Lise-Lotta hatte eine solche Puppe noch nie gesehen. »Sie heißt Pia«, erklärte Maja. »Und sie ist so lieb.« Vielleicht, dachte Lise-Lotta, kann man mit Pia besser spielen



als mit anderen Puppen. Aber egal, Hauptsache, sie war mit jemandem zusammen, der nicht größer war als sie selbst. Lise-Lotta stellte sich auf die Zehenspitzen, nahm den Schlüssel vom Haken und öffnete Maja die Tür.

In diesem Teil des Parkes wuchsen große Fliederbüsche. Die Mädchen waren wie in einer Laube, wo niemand sie sehen konnte.

»Schön«, sagte Maja. »Wir spielen, daß wir hier wohnen. Wir spielen, daß ich die Mama bin und du das Dienstmädchen, und Pia ist das kleine Kind.«

»Aha«, sagte Lise-Lotta.

»Aber du kannst natürlich nicht Lise-Lotta heißen, wenn du das Dienstmädchen bist«, sagte Maja. »Ich werde dich einfach Lotta nennen.«

»Aha«, sagte Lise-Lotta.

Und dann fingen sie an. Zuerst war es etwas schwierig, weil Lise-Lotta nicht wußte, was ein Dienstmädchen zu tun hat oder wie man mit kleinen Kindern umgeht. Trotzdem - sie lernte es.

Vielleicht ist es doch ganz lustig zu spielen, dachte die Prinzessin. Nach einer Weile wollte die »Hausfrau« in die Stadt gehen, um Lebensmittel einzukaufen.

»Lotta, Sie fegen jetzt den Fußboden«, sagte sie und sah energisch aus. »Und vergessen Sie nicht: Pia muß um zwölf ihren Brei haben. Und wechseln Sie die Windel, wenn sie naß ist.«

»Das kann ich ja machen«, sagte Lise-Lotta.

»Nein, das darfst du nicht sagen«, sagte Maja. »Du mußt sagen: ›Ja, gnädige Frau.««

»Ja, gnädige Frau«, sagte Lise-Lotta.

Und dann ging die gnädige Frau ihrer Wege, und Lise-Lotta fegte den Boden mit einem Zweig, den sie aus einem Busch abgebrochen hatte. Pia bekam ihren Brei und wurde in jeder Weise versorgt.



Bald kam die gnädige Frau wieder nach Hause mit Zucker und Spinat und einem feinen Kalbsschnitzel. Lise-Lotta sah wohl, daß der Zucker nur Sand war und der Spinat nur Blätter vom Fliederbusch, und das Kalbsschnitzel war nur ein gewöhnliches

Stück Holz. Aber es ging ganz wunderbar, so zu tun, als ob alles echt sei. Und es machte Spaß! Die Prinzessin bekam richtig rote Backen, und ihre Augen glänzten.

Dann machten die gnädige Frau und Lise-Lotta Käse: Sie legten Himbeeren in das feine Taschentuch der Prinzessin und preßten sie tüchtig durch, und der Himbeersaft floß über Lise-Lottas rosa Seidenkleid, und sie fand, daß es noch nie so lustig gewesen war.

Aber oben im Schloß herrschte große Aufregung. Wo war die Prinzessin geblieben? Die Hofdamen und die Hofherren liefen herum und suchten, und die Königin weinte und suchte auch. Und zum Schluß war es die Königin, die Lise-Lotta im Park hinter den Fliederbüschen fand.

»Liebes Kind«, rief die Königin, »liebe Lise-Lotta, das geht doch nicht!«

Aber da begann Lise-Lotta zu weinen:

»Ach, Mama, geh weg! Wir spielen doch!« rief sie.

Da guckte sich die Königin um und sah den Käse und den Spinat und das Kalbsschnitzel und Pia und all das andere. Und stell dir vor, da begriff die Königin, daß es Maja gewesen war, die Lise-Lotta das Spielen beigebracht hatte, und daß deshalb die Prinzessin so rote Backen hatte und so munter aussah.

Trotz allem war die Königin ziemlich klug, und jetzt befahl sie augenblicklich, Maja solle jeden Tag kommen und mit der Prinzessin spielen.

Ratet mal, ob die Mädchen sich freuten! Sie nahmen einander bei den Händen und tanzten umher.

»Aber Mama, warum hast du mir denn nie eine Puppe wie Pia geschenkt, mit der man auch spielen kann?« fragte Lise-Lotta. Darauf konnte die Königin nur antworten, daß sie noch nie so eine Puppe in dem feinen Spielwarengeschäft, wo sie das Spielzeug für die Prinzessin einkaufte, gesehen hatte.

Nun wollte Lise-Lotta jedenfalls schrecklich gern genauso eine Puppe wie Pia haben. Zu guter Letzt fragte die Königin, ob Maja nicht eine von Lise-Lottas Puppen dagegen eintauschen wollte. Zuerst wollte Maja davon nichts wissen. Aber die Königin überredete sie, wenigstens einmal mit ins Schloß zu kommen und sich Lise-Lottas Puppen anzusehen.



Majas Augen wurden fast so rund wie Kugeln, so überrascht war sie, als sie in das Spielzimmer der Prinzessin kam.

Noch nie zuvor hatte sie so viele Spielsachen auf einmal gesehen, und zuerst glaubte sie, sie sei in ein Spielwarengeschäft gekommen.

»Oh, so viele Puppen!« sagte Maja.

»Liebe, liebe Maja, du darfst dir nehmen, welche du willst, wenn ich nur Pia bekomme!« bat die Prinzessin.

Maja sah Pia an und dann all die vielen feinen Schlafpuppen.

Maja hatte noch nie in ihrem Leben eine Schlafpuppe gehabt.
»Na ja«, sagte sie, »ich muß ja auch an Pias Zukunft denken. So
fein wie hier wird sie es bei mir zu Hause nie haben. Da hat
sie nur einen alten Schuhkarton zum Schlafen. Nimm sie!«
»Danke, liebe, liebe Maja«, sagte die übergläckliche Lise-Lotta.
»Übrigens kannst du sie ja jeden Tag besuchen.«



»Natürlich«, sagte Maja.

Aber sie sah Pia schon gar nicht mehr, sondern nur eine große Puppe mit braunem, lockigem Haar und einem hellblauen Seidenkleid.

»Darf ich die nehmen?« flüsterte sie.

Das durfte sie. Und als Maja der Puppe zufällig auf den Bauch drückte, sagte die Puppe »Mama«.

»Ich muß nach Hause und sie meiner Mama zeigen«, sagte Maja.

Und dann lief sie die Schloßstreppe hinunter und hinaus durch die kleine Tür, die Puppe fest an sich gedrückt. Sie war so glücklich, daß sie vergaß, auf Wiedersehen zu sagen.

»Komm morgen wieder!« schrie Lise-Lotta ihr nach.

»Natürlich!« rief Maja. Und weg war sie.

»Mein süßes, goldiges Kleines«, sagte Lise-Lotta zu Pia, »nun mußt du ins Bett.«

Lise-Lotta hatte mehrere Puppenwagen, aber einer war der schönste von allen. In diesem Wagen lag schon eine Puppe. Aber die warf Lise-Lotta auf den Fußboden.

Und dann wurde Pia auf das rosa Seidenlaken mit der Blumenstickerei gelegt und mit der hellgrünen Seidendecke zugedeckt.

Da lag nun Pia mit ihrer abgeschlagenen Nase und ihren angemalten Augen und starrte hinauf an die Decke, als könne sie nicht glauben, daß dies alles wahr sei.

Im Land der Dämmerung

Manchmal sieht Mama so richtig traurig aus. Daran ist nur mein Bein schuld. Ein ganzes Jahr lang habe ich nun dieses kranke Bein. So lange liege ich schon im Bett. Ich kann überhaupt nicht gehen. Das macht Mama traurig. Einmal hörte ich sie zu Papa sagen: »Weißt du, ich glaube, Göran wird niemals wieder gehen können.«

Das sollte ich natürlich nicht hören.

Den ganzen Tag liege ich in meinem Bett und lese oder male und baue mit dem Stahlbaukasten. Wenn es dämmerig wird, kommt Mama herein und fragt:

»Wollen wir Licht machen, oder willst du Dämmerstunde halten wie immer? «

Und dann antworte ich, daß ich Dämmerstunde halten will wie immer.

Mama geht wieder in die Küche.

Und in dem Augenblick klopft Herr Lilienstengel ans Fenster. Herr Lilienstengel gehört zum Volk der Dämmerung. Er wohnt im Land der Dämmerung. Man nennt es auch das Land, Das Nicht Ist. Jeden Abend nimmt mich Herr Lilienstengel mit ins Land der Dämmerung.

Nie werde ich vergessen, wie er mich das erstemal abholte. Das war übrigens genau an dem Tag, als Mama gesagt hatte, ich werde wohl niemals wieder gehen können. Und so ist es zugegangen: Es begann zu dämmern. In den Zimmerecken war es schon ganz dunkel. Ich wollte kein Licht haben, weil ich gerade gehört



hatte, was Mama zu Papa draußen in der Küche gesagt hatte, und ich lag da und dachte nach, ob ich *wirklich* nie mehr würde gehen können, und ich dachte auch an die Angel, die ich zu meinem letzten Geburtstag bekommen hatte und die ich nun vielleicht nie benutzen konnte, und - ja, es ist schon möglich, daß ich ein bißchen geweint habe.

Da hörte ich am Fenster ein Klopfen. Wir wohnen oben, im dritten Stock. Deshalb wunderte ich mich. Wer in aller Welt konnte da draußen ans Fenster klopfen?

Es war kein anderer als Herr Lilienstengel! Er kam geradewegs durchs Fenster. *Obwohl das Fenster geschlossen war.* Er war ein sehr kleiner Herr mit einem karierten Anzug und einem hohen schwarzen Hut auf dem Kopf. Er nahm den Hut ab und verbeugte sich.

Ich verbeugte mich auch - so gut ich es in meinem Bett konnte. »Mein Name ist Lilienstengel«, sagte er. »Ich spaziere überall hier in der Stadt so ein bißchen an den Fenstern vorbei, um nachzusehen, ob es Kinder gibt, die ins Land der Dämmerung wollen. Vielleicht möchtest du?«

»Ich kann leider nirgendwo hingehen«, sagte ich. »Ich habe ein krankes Bein.«

Aber da kam Herr Lilienstengel zu mir und nahm mich bei der Hand. »Spielt keine Rolle«, sagte er. »Spielt gar keine Rolle im Land der Dämmerung.«

Und so stiegen wir beide durchs Fenster, ohne es zu öffnen. Auf dem Fenstersims blieben wir stehen und sahen uns um. Da lag Stockholm in der Dämmerung, in einer ganz weichen, blauen Dämmerung. Auf den Straßen war kein Mensch zu sehen.

»Jetzt fliegen wir«, sagte Herr Lilienstengel.

Und das taten wir. Wir flogen bis hinauf zum Turm der Klara-Kirche. »Ich will nur mal kurz ein paar Worte mit dem Wetterhahn reden«, sagte Herr Lilienstengel.

Aber der Wetterhahn war nicht da.

»Er macht sicher seine Dämmerrunde«, sagte Herr Lilienstengel.

»Er wird irgendwo herumflattern, um hier im Klaraviertel zu sehen, ob es Kinder gibt, die ins Land der Dämmerung wollen.

Komm, wir fliegen weiter.«

Wir landeten auf einem Baum im Kronobergspark. Auf den Bäumen dort wuchsen rote und gelbe Bonbons.

»Iß«, sagte Herr Lilienstengel.

Und das tat ich. So gute Bonbons habe ich noch nie gegessen.

»Hast du Lust, mal eine Straßenbahn zu steuern?« fragte Herr Lilienstengel.

»Das kann ich nicht«, sagte ich. »Das hab ich noch nie versucht.«

»Spielt keine Rolle«, sagte Herr Lilienstengel. »Spielt keine Rolle im Land der Dämmerung.«

Da flogen wir zur Sankt-Erik-Straße hinunter und stiegen in einen Straßenbahnwagen der Linie 4. Wir stiegen ganz vorn ein. In der Straßenbahn waren keine Menschen - keine gewöhnlichen Menschen, meine ich. Aber sie war voll von lauter wunderlichen kleinen Männlein und Weiblein.

»Sie gehören alle zum Volk der Dämmerung«, sagte Herr Lilienstengel.

Einige Kinder waren auch dabei. Ein Mädchen erkannte ich. Sie war in der Klasse unter mir gewesen - damals, als ich noch zur Schule gehen konnte. Ich erinnere mich, daß sie immer so nett ausgesehen hatte. So sah sie jetzt übrigens auch noch aus.

»Sie ist schon lange hier bei uns im Land der Dämmerung«, sagte Herr Lilienstengel.

Ich brachte die Straßenbahn in Gang. Es ging so leicht, als ob es gar nichts wäre. Sie ratterte los, daß es nur so um sie pfiß. An keiner Haltestelle hielten wir an, denn es war niemand, der aussteigen wollte. Sie fuhren alle nur mit, weil es Spaß machte, und niemand wollte an einer bestimmten Haltestelle aussteigen.



Ich fuhr über die Westbrücke, da sprang die Bahn plötzlich aus dem Gleis und ins Wasser.

»Was nun?« schrie ich.

»Spielt keine Rolle«, sagte Herr Lilienstengel. »Spielt gar keine Rolle im Land der Dämmerung.«

Die Straßenbahn fuhr im Wasser beinah noch besser. Es machte richtig Spaß, sie zu steuern. Wir landeten an der Nordbrücke, und da sprang die Bahn an Land. Immer noch waren keine Menschen zu sehen.

Die leeren Straßen und dazu diese geheimnisvolle blaue Dämmerung waren sehr seltsam. Herr Lilienstengel und ich stiegen am Schloß aus. Wer die Straßenbahn weitersteuerte, weiß ich nicht.

»Jetzt gehen wir hinauf und besuchen den König«, sagte Herr Lilienstengel.

Ich dachte natürlich, er meinte den gewöhnlichen König. Aber das war ein Irrtum. Wir gingen durch ein Tor, eine Treppe hinauf und in einen großen Saal hinein. Dort saßen auf zwei goldenen Thronesseln ein König und eine Königin. Der König trug ein Gewand aus Gold und die Königin ein Gewand aus Silber. Und ihre Augen - nein, niemand kann ihre Augen beschreiben. Wenn sie mich damit ansahen, lief es mir wie Feuer und Eis den Rücken entlang.

Herr Lilienstengel verneigte sich tief und sagte:

»O König vom Land der Dämmerung, o Königin vom Lande, Das Nicht Ist! Darf ich Euch Göran Petterson vom Karlbergsweg vorstellen?«

Der König sprach mit mir, es hörte sich an, als rausche ein riesiger Wasserfall. Aber ich weiß nicht mehr, was er gesagt hat. Um den König und die Königin herum standen eine Menge Hofdamen und Hofherren. Plötzlich begannen sie zu singen. Und es war ein Gesang, wie er in der Stadt Stockholm wohl

noch nie zu hören gewesen ist. Man hatte das Gefühl, als liefe einem noch viel mehr Feuer und Eis den Rücken entlang, wenn man ihn hörte.

Der König nickte und sagte:

»So singen wir im Land der Dämmerung. So singen wir im Land,
Das Nicht Ist.«

Eine Weile später standen Herr Lilienstengel und ich wieder unten an der Nordbrücke.

»Nun bist du bei Hofe eingeführt«, sagte Herr Lilienstengel. Und dann sagte er: »Jetzt fahren wir zum Volkspark. Hast du Lust, einen Autobus zu fahren?«

»Ich weiß nicht, ob ich das kann«, sagte ich. Denn ich glaubte, das sei sicher schwerer als eine Straßenbahn zu steuern.

»Spielt keine Rolle«, sagte Herr Lilienstengel. »Spielt gar keine Rolle im Land der Dämmerung.«

Und - wupps! - stand da schon ein roter Autobus. Wir stiegen ein, und ich setzte mich ans Steuer und trat auf den Gashebel. Ich konnte ganz großartig fahren. Ich fuhr schneller, als jemals ein Mensch vor mir gefahren ist, und hupte, daß es sich anhörte, als sei es ein Krankenwagen. Wenn man in den Volkspark hineinkommt, liegt linker Hand ein Stück den Hügel hinauf der Seerosenhof. Es ist ein hübscher alter Bauernhof mit einem Rasen davor. Früher lag dieses Gehöft einmal in Härjedalen. Als Herr Lilienstengel und ich zum Seerosenhof kamen, saß dort auf der Vortreppe ein Mädchen. Wir gingen auf sie zu und begrüßten sie.

»Guten Tag, Kristina«, sagte Herr Lilienstengel.

Kristina war sehr eigenartig angezogen.

»Warum trägt sie solche Kleider?« fragte ich.

»Solche Kleider trugen sie früher in Härjedalen, als Kristina auf dem Seerosenhof wohnte«, erklärte Herr Lilienstengel.

»Früher...« sagte ich. »Wohnt sie denn jetzt nicht hier?«



»Nur in der Dämmerstunde«, antwortete Herr Lilienstengel.

»Sie gehört zum Volk der Dämmerung.«

Von drinnen war Musik zu hören, und Kristina bat uns hinein. Im Haus waren drei Musikanten, die Geige spielten, und viele Menschen, die tanzten. Im offenen Kamin brannte ein Feuer.

»Was sind das hier für Leute?« fragte ich.

»Sie haben in alten Zeiten auf dem Seerosenhof gewohnt«, sagte Herr Lilienstengel. »Und jetzt treffen sie sich hier in der Dämmerstunde und sind fröhlich.«

Kristina tanzte mit mir. Denkt nur, daß ich so gut tanzen konnte, ich, mit meinem Bein!

Nach dem Tanz aßen wir lauter gute Sachen, die auf einem Tisch angerichtet waren. Fladenbrot und Molkenkäse und Rentierbraten, und ich weiß nicht, was noch alles. Ich war hungrig, und es schmeckte großartig.

Ich wollte aber gern noch mehr sehen vom Volkspark, und Herr Lilienstengel und ich gingen weiter. Genau vor dem Seerosenhof kam uns ein Elch entgegen.

»Was ist denn?« fragte ich verwundert. »Ist er ausgebrochen?«

»Im Land der Dämmerung sind alle Elche frei«, sagte Herr Lilienstengel. »Im Land, Das Nicht Ist, hält man keinen Elch eingesperrt.«

»Und das spielt gar keine Rolle«, sagte der Elch.

Ich war kein bißchen erstaunt, daß er sprechen konnte.

Im Gartenrestaurant, in dem Papa und Mama und ich sonntags manchmal Kaffee getrunken haben, als mein Bein noch gesund war, kamen zwei süße kleine Bärenkinder angetrottet. Sie setzten sich an einen Tisch und schrien laut, sie wollten Limonade haben. Und da kam eine riesengroße Limonadenflasche durch die Luft geflogen und landete vor den Bärenkindern auf dem Tisch. Eins nach dem anderen tranken sie aus der Flasche. Hinterher nahm der eine kleine Bär die Flasche und goß dem

anderen Limonade über den Kopf. Obwohl der ganz naß wurde, lachte er bloß und sagte:

»Spielt keine Rolle. Spielt gar keine Rolle im Land der Dämmerung.«

Herr Lilienstengel und ich wanderten noch lange umher und betrachteten all die Tiere, die da herumspazierten, wie sie wollten. Kein Mensch war zu sehen, kein gewöhnlicher Mensch, meine ich. Schließlich fragte mich Herr Lilienstengel, ob ich sehen möchte, wo er wohne.

»Ja, gern«, sagte ich.

»Dann fliegen wir jetzt mal zu mir nach Hause«, sagte er.

Und das taten wir. Abseits von den anderen Häusern im Volkspark lag ein kleines, gelb angestrichenes Häuschen inmitten einer Fliederhecke. Ein schmaler Weg führte von der Veranda hinunter zum See. Dort unten war ein Bootssteg, und an dem Steg lag ein Boot. Das ganze Haus und das Boot und überhaupt alles war natürlich viel kleiner als gewöhnliche Häuser und Boote. Denn Herr Lilienstengel war doch so ein kleiner Herr. Jetzt erst bemerkte ich, daß ich genau so klein war.

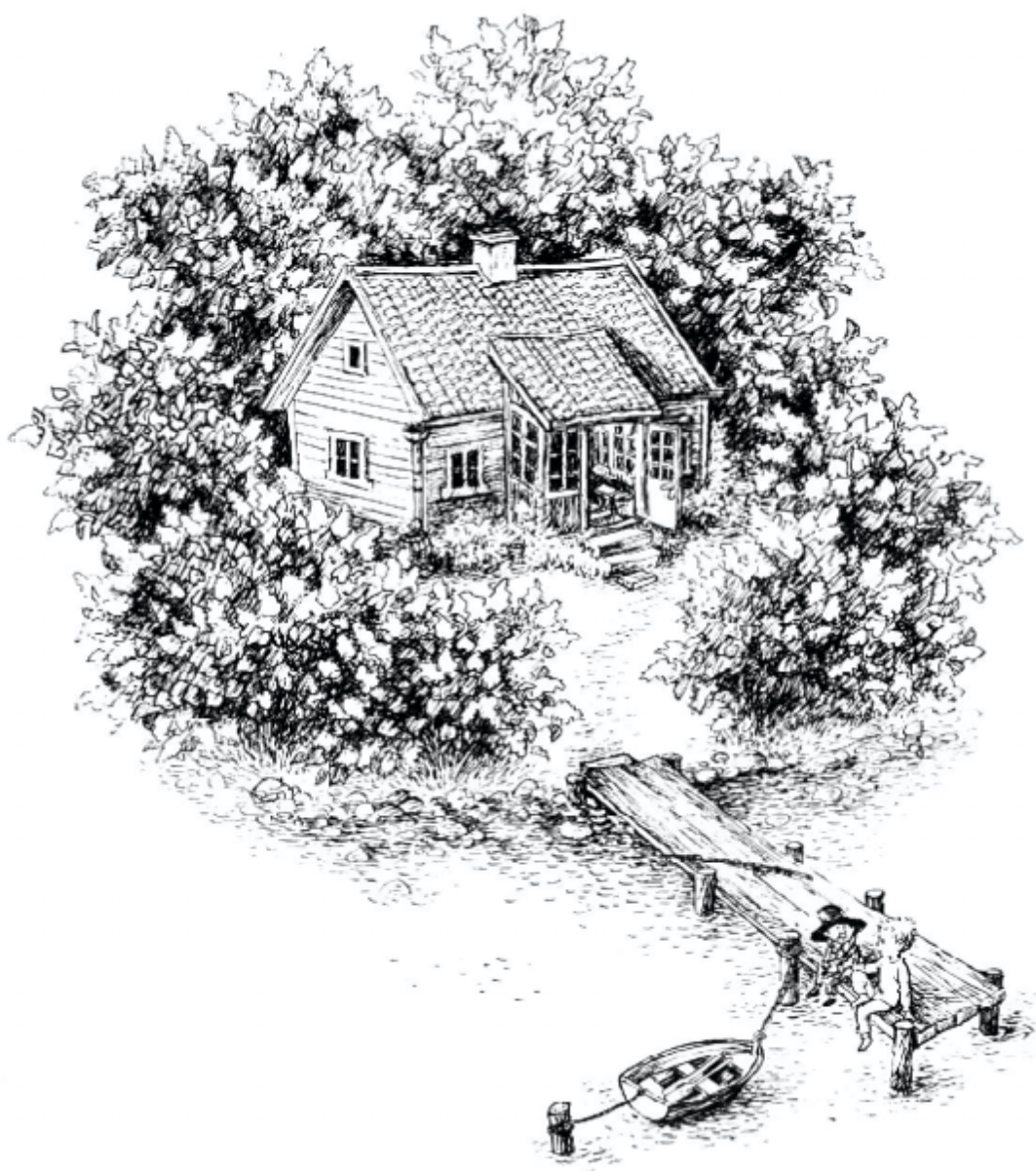
»Hier ist es ja wunderschön«, sagte ich. »Wie heißt denn das kleine Haus?«

»Villa Lilienruh«, antwortete Herr Lilienstengel.

Der Flieder duftete so gut, und die Sonne schien, und das Wasser gluckste gegen das Ufer. Und auf dem Steg lag eine Angel. Ja, die Sonne schien. War das nicht merkwürdig? Ich spähte durch die Fliederhecke, und ich sah da draußen noch immer diese blaue Dämmerung.

»Die Sonne scheint allezeit über Villa Lilienruh«, sagte Herr Lilienstengel. »Der Flieder blüht immer. Vor dem Steg beißen dauernd die Barsche an. Willst du nicht manchmal herkommen und angeln?«

»O ja, das will ich gern«, sagte ich.



»Aber ein andermal, nicht heute«, meinte Herr Lilienstengel. »Bald ist die Dämmerstunde zu Ende. Wir müssen nach Hause zum Karlbergsweg fliegen.«

Und das taten wir. Wir flogen über die Eichen des Tiergartens und hoch über spiegelndes Wasser und flogen hoch über die Stadt hinweg. In den Wohnungen wurde nun Licht angemacht. Nie habe ich gewußt, daß es so etwas Schönes gibt wie die Stadt dort unter mir in der Dämmerung.

Am Karlbergsweg wird jetzt ein Schacht für die Untergrundbahn gebaut. Manchmal hat mich Papa zum Fenster getragen, damit ich die großen Bagger sehen konnte, die dort Kies und Steine tief aus der Erde holen.

»Willst du auch mal etwas Kies mit dem Kran herausholen?« fragte mich Herr Lilienstengel, als wir zum Karlbergsweg kamen.

»Ich glaube nicht, daß ich mit dem Mechanismus zurechtkomme«, antwortete ich.

»Spielt keine Rolle«, sagte Herr Lilienstengel. »Spielt gar keine Rolle im Land der Dämmerung.«

Und ich kam natürlich mit dem Mechanismus zurecht. Es war ja so leicht! Einen Greifer Kies nach dem anderen holte ich hoch und ließ den Kies auf einen Lastwagen fallen, der dort stand. Das machte Spaß! Aber plötzlich sah ich einige kleine, wunderliche Greise mit roten Augen zu mir heraufsehen aus einem Loch tief unten, wo die Untergrundbahn einmal fahren soll.

»Das sind die Unterirdischen«, sagte Herr Lilienstengel. »Auch sie gehören zum Volk der Dämmerung. Sie haben große, weite Säle dort unten, die von Gold und Diamanten leuchten. Ein andermal darfst du mit dort hinkommen.«

»Aber wenn nun der Tunnel gerade durch ihre Säle gesprengt wird?«

»Spielt keine Rolle«, sagte Herr Lilienstengel. »Spielt gar keine

Rolle im Land der Dämmerung. Die Unterirdischen ziehen einfach mit ihren Sälen um, wenn es sein muß.«

Dann flogen wir durch unser geschlossenes Fenster, und ich plumpste in mein Bett.

»Morgen in der Dämmerstunde sehen wir uns wieder«, sagte Herr Lilienstengel. Und dann war er verschwunden. Und gerade da kam Mama herein und machte Licht.

Das war das erste Mal, daß ich Herrn Lilienstengel traf. Jetzt kommt er jeden Tag und holt mich ab ins Land der Dämmerung. Oh, es ist ein so wunderbares Land! Es ist so herrlich, dort zu sein.

Es macht gar nichts, wenn man ein krankes Bein hat. Denn im Land der Dämmerung kann man fliegen.



Kuckuck Lustig

Jetzt halte ich es nicht mehr aus«, sagte Gunnars und Gunillas Mama eines Tages, kurz vor Weihnachten.

»Ich auch nicht«, sagte Gunnars und Gunillas Papa.

Gunnar und Gunilla lagen im Kinderzimmer und hörten alles. Sie wußten ganz gut, was ihre Eltern nicht mehr aushielten. Sie hielten es nicht mehr mit Gunnar und Gunilla aus. Denn Gunnar und Gunilla waren schon seit vier Wochen krank. Nicht sehr gefährlich krank, nur gerade so viel, daß sie still in ihren Betten liegen mußten und nach Mama schrien.

Vier Wochen sind viele Tage und viele, viele Stunden und viele, viele, viele Minuten. Und fast jede Minute riefen Gunnar und Gunilla nach ihrer Mama. Sie sollte ihnen Wasser bringen oder ein Märchen vorlesen oder die Betten aufschütteln, weil sie Zwiebackkrümel darin hatten. Die Tage vergingen so entsetzlich langsam, fanden Gunnar und Gunilla, und wenn es schon gar nichts anderes mehr gab, womit sie Mama stören konnten, so konnten sie immer noch aus vollem Hals schreien:

»Mama, wie spät ist es?«

Nur um zu hören, ob nicht bald irgendeine nette, abwechslungsreiche Uhrzeit für sie wäre, wie zum Beispiel Saft- und Brötchenzeit oder die Zeit, wo Papa aus der Bank nach Hause kam.

Aber jetzt hatte Papa gesagt, daß er es auch nicht mehr länger aushalte.

»Ich werde den Kindern eine eigene Uhr kaufen«, sagte er.

»Und zwar gleich morgen. Dann hören sie wenigstens endlich



auf, immer nach der Uhrzeit zu schreien.«

Der nächste Tag war ein Tag voller Spannung für Gunnar und Gunilla. Es war schwerer als sonst, still im Bett zu liegen.

»Ich überlege gerade, was für eine Uhr wir wohl kriegen«, sagte Gunnar.

»Vielleicht einen Wecker«, meinte Gunilla. »Oder eine Standuhr.« Aber als Papa endlich, endlich nach Hause kam und das Paket auswickelte, das er mitbrachte, war kein Wecker darin und keine Standuhr. Eine Kuckucksuhr war es! Papa hängte sie an die Wand im Kinderzimmer, und er war gerade fertig, da war es sechs Uhr. Und da - stellt euch vor! - ging eine Tür in der Uhr auf, und heraus kam ein kleiner Kuckuck aus Holz. Sechsmal rief er laut und deutlich »Kuckuck«, damit man wußte, daß es sechs war, genau sechs, nicht mehr und nicht weniger. Dann verschwand er wieder in der Uhr, und die Tür fiel hinter ihm zu.

Papa erklärte den Kindern den Mechanismus. Er erzählte, wieso der Holzkuckuck aus seiner Tür herauskommen und rufen konnte und daß solche Kuckucksuhren in der Schweiz hergestellt werden.

Das war ein wunderbares Geschenk, fanden Gunnar und Gunilla. Es war richtig spannend, dazuliegen und zu warten, daß es sieben und acht und neun und zehn wurde. Ja, tatsächlich waren sie um zehn noch nicht eingeschlafen, obwohl Mama längst bei ihnen gewesen war und gute Nacht gesagt und das Licht ausgemacht hatte. Richtig dunkel wurde es ja nie im Kinderzimmer, denn vor dem Fenster stand zufällig eine Straßenlaterne. Das war ein Glück, fanden Gunnar und Gunilla. Als es zehn Uhr war, kam der Kuckuck heraus und rief zehnmal - pünktlich und ordentlich wie nur was.

»Was glaubst du, woher weiß er, wie viele Male er rufen muß?« fragte Gunilla.

»Ach, das ist natürlich der Mechanismus, von dem Papa erzählt hat«, sagte Gunnar.

Aber da geschah etwas Merkwürdiges! Die Tür in der Uhr öffnete sich wieder, und der kleine Kuckuck kam heraus.

»Mechanismus! Ich höre immer Mechanismus«, zischte er böse.

»Es gibt etwas, das heißt Sinn für Mathematik - jawohl! Und den habe ich! Das bedeutet, daß ich rechnen kann. Jawohl!«

Stocksteif saßen Gunnar und Gunilla in ihren Betten und starrten den Kuckuck an. Fast glaubten sie zu träumen.

»Er- er kann sprechen«, flüsterte Gunnar schließlich.

»Klar kann ich sprechen«, sagte der Kuckuck. »Dachtest du, ich kann bloß schreien?«

»Nee«, sagte Gunnar betreten, »aber...«

»Ich bin ein sehr tüchtiger und gescheiter Kuckuck«, fuhr der kleine Holzkuckuck fort und flog hinunter auf Gunnars Bettkante.

»Ich bin schon weit in der Welt herumgekommen und habe soviel gesehen, daß mir ganz wirr im Kopf wird, wenn ich nur daran denke.«

Gunnars und Gunillas Augen wurden größer und größer.

»Bist du denn nicht in der Uhr festgemacht?« fragte Gunilla schließlich sehr höflich.

»Natürlich nicht«, wies der Kuckuck sie zurecht. »Das denken die Leute bloß.«

In diesem Augenblick kam Mama herein, um nachzusehen, warum es nicht still war im Kinderzimmer. Blitzschnell verschwand der Kuckuck in seiner Uhr und schlug die Tür mit einem Knall hinter sich zu. Er kam nicht eher wieder hervor, als bis Mama schon wieder eine Weile hinausgegangen war.

»Oh, warum durfte Mama nicht sehen, daß du lebendig bist?« fragte Gunilla.

»Weil das ein Geheimnis ist«, antwortete der Kuckuck, »ein Geheimnis, von dem nur Kinder wissen dürfen. Große Menschen



würden es sowieso nicht glauben. Die denken nämlich, daß alle Kuckucke in Kuckucksuhren aus Holz sind. Hahaha, die sind selber aus Holz, jawohl, so wahr ich Kuckuck Lustig heiße!« Kuckuck Lustig, ja, das war ein Name, der gut zu ihm paßte, fanden Gunnar und Gunilla. Sie waren sehr, sehr zufrieden mit ihrer neuen Uhr.

Kuckuck Lustig flog im Zimmer hin und her, während er munter mit ihnen sprach.

»Schwört mir, niemals jemandem zu erzählen, daß ich lebendig bin«, sagte er. »Denn wenn ihr das tut, werde ich nie mehr ein Wort sprechen, sondern nur noch die Uhrzeit rufen. Übrigens«, fuhr er fort, »es ist wohl das beste, wenn wir jetzt in die Kojen kriechen. Ich fürchte, daß ich sonst verschlafe. Es fällt mir immer schwer aufzuwachen, besonders wenn ich nachts um drei rufen muß. Eigentlich könnte ich einen Wecker brauchen«, sagte Kuckuck Lustig und verschwand hinter seiner kleinen Tür.

Am nächsten Morgen bekamen Gunnar und Gunilla wie üblich ihr Frühstück ans Bett. Mama saß neben ihnen, während sie aßen. Kuckuck Lustig kam heraus und rief achtmal. Aber er sagte natürlich nichts. Er zwinkerte den Kindern nur mit einem Auge zu.

Gunnar und Gunilla sahen sich entzückt an. Sie hatten es also nicht geträumt. Er war wirklich lebendig. Wunderbar, herrlich lebendig!

Gunnars und Gunillas Mama staunte mehr und mehr, je weiter es in den Tag hineinging. Kein Geschrei nach Wasser oder Märchen kam aus dem Kinderzimmer. Nur ab und zu war ein geheimnisvolles, begeistertes Kichern zu hören.

Manchmal mußte sie hineingehen, um nachzusehen, was da los war. Aber dann saßen die Kinder brav in ihren Betten. Nur ihre Backen waren außergewöhnlich rot, und es schien, als schmunzelten sie über etwas. Was das war, konnte ihre Mama nicht heraus-

bekommen. Verwirrt ging sie wieder in die Küche zurück.

Ach, sie wußte ja nicht, daß Kuckuck Lustig Gunnar und Gunilla gerade Flugkunststücke gezeigt hatte. Er hatte Sturzflüge über ihren Betten gemacht und Purzelbäume in der Luft geschlagen, während er aus vollem Halse schrie. Es war so lustig, daß Gunnar und Gunilla vor Vergnügen glucksten.

Hinterher saß Kuckuck Lustig am Fenster und schaute auf die Straße und erzählte den Kindern, was er dort sah. Der Schnee fiel so schön. Bald war ja Weihnachten, und viele Kinder liefen vorbei, die Arme voller Pakete. Gunnar und Gunilla seufzten.

»Dieses Jahr können wir keine Weihnachtsgeschenke kaufen«, sagte Gunnar traurig.

»Nein, wir dürfen ja nicht vor Heiligabend aufstehen«, sagte Gunilla.

»Das überlaßt ruhig mir«, sagte Kuckuck Lustig. »Macht mir nur das Fenster auf, dann flieg ich sofort los.«

»Aber wir haben kein Geld«, sagte Gunnar.

»Nur wenig...« sagte Gunilla.

»Das überlaßt auch ruhig mir«, sagte Kuckuck Lustig. »Ich kann goldene Eier legen. Heute nacht habe ich drei Stück gelegt. Die sind oben in der Uhr.«

Und - wipps - flog er in die Uhr und kam auch schon mit einem niedlichen kleinen Goldei im Schnabel zurück. Er legte es in Gunillas Hand, und sie meinte, noch nie etwas so Hübsches gesehen zu haben.

»Bitte behalte es«, sagte er. »Ich lege nach und nach neue. Aber nun macht das Fenster auf, damit ich endlich loskomme zu den Wichteln - wegen der Weihnachtsgeschenke.«

»In Stockholm gibt es doch keine Wichtel«, sagte Gunilla zweifelnd.

»Ich glaube, ihr habt keine Ahnung, was es alles in Stockholm gibt«, sagte Kuckuck Lustig. »Ihr haltet eure Augen und Ohren nicht offen, daran liegt es. Sonst würdet ihr an den Frühlingsabenden

die Elfen im Königsgarten tanzen sehen und hören, wie die Wichtel jetzt vor Weihnachten unten in der Altstadt in ihren Werkstätten arbeiten.«

»Wirklich...?« sagten Gunnar und Gunilla.

Und dann beeilten sie sich, das Fenster zu öffnen, damit Kuckuck



Lustig hinausfliegen konnte, um in der Werkstatt der Wichtel Weihnachtsgeschenke zu kaufen.

Den ganzen Tag flog er hin und zurück, mit Goldeiern und Paketen. Und das war ziemlich anstrengend, denn er mußte ja auch nach der Uhr sehen und zur rechten Zeit rufen. Wunderbare Sachen holte er, fanden Gunnar und Gunilla. Brosche und Armband für Mama, Brieftasche und Taschenmesser für Papa und eine Menge schöner Spielsachen für die Kusinen in der Odengatan. Oh, wie



war es spannend, die Pakete auszupacken! Und wie war es lustig mit Kuckuck Lustig!

Nur eins machte Gunnar und Gunilla Sorgen, wie sie Papa und Mama Heiligabend alles erklären sollten.

Schließlich verabredeten sie, einfach geheimnisvoll zu gucken

und zu sagen, es sei ein Riesengeheimnis. Dann konnten Mama und Papa denken, was sie wollten.

Am Abend, kurz vor acht, kam Mama ins Zimmer, um ihren Kindern, die den ganzen Tag über so artig gewesen waren, gute Nacht zu sagen. Kuckuck Lustig war gerade in ausgelassener Laune, und bevor er in die Uhr flog und die Tür hinter sich zuschlug, flüsterte er den Kinder zu: »Jetzt wollen wir uns mal einen Spaß mit eurer Mama machen!«

Als Mama ihre Kinder für die Nacht ordentlich zugedeckt hatte, sagte sie:

»So, nun müßt ihr schlafen. Es ist acht Uhr.«

Da sprang auch schon die Tür in der Kuckucksuhr auf, und der kleine Holzkuckuck sah heraus. Dann schrie er. Er schrie und schrie und schrie. Nicht achtmal, nein: Er schrie sechszwanzigmal. Mama saß da wie gelähmt.

»Was ist denn nun los«, sagte sie. »Da stimmt doch was nicht mit dem Mechanismus.«

»Jaha«, meinten Gunnar und Gunilla. »Da stimmt was nicht mit dem Mechanismus!«

Und dann krochen sie unter die Bettdecke und schüttelten sich vor Lachen.

Die Elfe mit dem Taschentuch

Lena hatte im Mai Geburtstag, gerade wenn die Apfelbäume blühten. Der ganze Garten war dann ein Meer von Apfelblüten. Das war auch ganz natürlich, denn Lena wohnte in Apfellund.

Wenn Lena Geburtstag hatte, kamen immer eine ganze Menge Tanten aus der Stadt und besuchten sie, und alle klatschten in die Hände und sagten:

»Oh, wie habt ihr es hier schön!«

Lena sah, daß Mama es gern hörte.

An dem Tag, als Lena sechs Jahre alt wurde, kam Tante Ebba zu Besuch. Lena holte sie von der Haltestelle ab. Dann wurde draußen im Garten Kaffee getrunken, und Tante Ebba klatschte in die Hände und sagte:

»Oh, wie habt ihr es hier schön!«

Dann erst fiel ihr ein, daß sie Lena noch nicht ihr Geburtstagsgeschenk gegeben hatte. Es war ein kleines, dünnes weißes Taschentuch mit Hohlsaum und Spitzen. So ein schönes Taschentuch hatte Lena noch nie gesehen, und sie freute sich sehr darüber. Natürlich nicht so sehr wie über den neuen Puppenwagen, aber immerhin.

Am Abend, als Lena im Bett lag und Mama sie zugedeckt hatte, sah sich Mama noch einmal alle Geschenke an, die auf einem Tisch im Kinderzimmer aufgereiht lagen, und sagte:

»Auf dieses Taschentuch mußt du gut aufpassen. Das darfst du nicht verlieren.«

»Ich paß bestimmt gut auf«, antwortete Lena.

Dann öffnete Mama das Fenster einen Spalt und sagte gute Nacht und ging.

Lena lag da und konnte nicht schlafen. Sie wünschte, es möchte bald wieder Morgen werden, damit sie mit dem Puppenwagen und all den anderen Sachen spielen konnte. Draußen im Garten fing es an zu dämmern, und im Kinderzimmer konnte man den Duft der Apfelblüten riechen. Schließlich wurden Lenas Augenlider immer schwerer.

Sie wollte gerade einschlafen, als sie erschrak und sich kerzengerade im Bett aufrichtete. Sie hörte jemanden weinen. Sie hörte ein herzerreißendes Schluchzen. Erstaunt sah sie sich nach allen Richtungen um, um herauszufinden, wer es war. Und dort - auf ihrem Fensterbrett - saß eine kleine nackte Elfe und schluchzte, als ob ihr das Herz brechen wollte.

Lena war es nicht gewohnt, nackte Elfen in ihrem Zimmer zu haben, und sie wußte nicht, wie man sie anspricht. Aber dieses Weinen wurde kläglicher und kläglicher, und schließlich fragte sie doch:

»Warum weinst du denn?«

Die kleine Elfe sah sie erschrocken an.

»Ich dachte, du schläfst«, sagte sie nach kurzem Zögern. »Ich bin hier hereingeschlüpft, um allein zu sein.«

»Das darfst du gern«, sagte Lena freundlich. »Aber warum bist du so traurig? «

Die Elfe fing wieder an zu schluchzen.

»Ich habe kein Kleid«, sagte sie. »Ausgerechnet heute abend, wo ich wirklich eins brauche, habe ich keins!«

»Warum brauchst du denn gerade heute eins?« fragte Lena.

»Warum?« sagte die Elfe. »Weil wir heute einen großen Ball hier in unserem Garten haben.«

Lena hatte immer geglaubt, daß der Garten ihrem Papa und ihrer



Mama gehörte und ein bißchen auch vielleicht ihr, und nun kam diese Elfe und sagte: »Unser Garten...«

»Du kannst gern alles wissen«, sagte die Elfe. »Wir Elfen, denen dieser Garten gehört, geben heute nacht einen Ball für den

Elfenkönig. Er kommt mit seinem ganzen Gefolge aus seinem Garten am Maiglöckchenweg hierher. Jede Nacht besucht er einen anderen Garten. Und kannst du raten, warum? Er will sich eine Königin suchen. Und ausgerechnet heute habe ich kein Kleid! Ich kann doch nicht splitterfasernackt tanzen gehen - das verstehst du doch.«

Sie begann wieder zu weinen.

»Wo hast du denn dein Kleid gelassen?« fragte Lena.

»Es ist im Rosenbusch hängengeblieben und von oben bis unten zerrissen. Man kann es nicht mehr flicken. Ich wollte, ich wäre tot!«

»Aber nein, warum möchtest du denn das?« fragte Lena, der die kleine Elfe sehr leid tat.

»Weil ich den König so gern habe«, sagte die Elfe leise, »so furchtbar gern.«

Sie erhob sich vom Fensterbrett, um zu gehen. Aber plötzlich stieß sie einen kleinen Schrei aus, und eine Sekunde später stand sie auf dem Tisch mit Lenas Geburtstagsgeschenken.

»Welch ein herrlicher Stoff!« rief sie. Es war das Taschentuch, das sie in ihren zierlichen, feinen Händen hielt. Die Worte sprudelten ihr nur so aus dem Mund:

»Liebste, Beste!« bat sie. »Bitte, kann ich diesen Stoff nicht haben? Ich würde dich nicht bitten, wenn es mir nicht so viel bedeuten würde. Oh, ich weiß nicht, was ich tue, wenn du nein sagst!«

Lena zögerte eine Weile. Aber dann sagte sie:

»Es ist ja eigentlich ein Geburtstagsgeschenk. Aber da hilft nun nichts. Nimm es!«

Die kleine Elfe drückte den dünnen Stoff an ihr Gesicht und lachte und weinte abwechselnd.

»Das ist nicht wahr«, rief sie. »Das kann nicht wahr sein! Ich bekomme ein wundervolles, wundervolles Kleid, und ich kann

tanzen wie alle anderen!«

»Aber es muß doch erst genäht werden!« sagte Lena, die wußte, wie schwierig es mit den Schneiderinnen und all dem war.

»Sieh nur!« rief die Elfe. Sie schwang und wirbelte das Taschentuch herum, und bevor Lena wußte, wie es geschah, stand die Elfe vor ihr in einem schimmernden Kleid mit einem weiten, wogenden Rock und Hohlsaum und Spitzen. Lena konnte sich nicht vorstellen, daß es irgendwo auf der Welt ein schöneres Kleid gab. Die Elfe tanzte auf dem Tisch herum und lachte vor Freude.

»Muj, Muj!« rief ein zartes Stimmchen aus dem Garten.

»Sie rufen nach mir«, sagte die Elfe. »Ich muß jetzt gehen. Aber ich werde nie vergessen, was du für mich getan hast.«

»Oh, das ist doch gern geschehen«, sagte Lena, genau wie ihre Mama zu sagen pflegte. »Auf Wiedersehen, Muj! Ich hoffe, du hast noch viel Freude.«

»Die muß ich ja haben - in so einem Kleid!« sagte Muj.

Sie wollte gerade aus dem Fenster schweben, da blieb sie stehen und guckte Lena an.

»Hättest du nicht Lust, dir den Ball anzusehen?« fragte sie. »Du könntest doch in den Apfelbaum klettern.«

Lena sprang rasch aus dem Bett.

»Glaubst du wirklich, daß ich das kann?«

Muj nickte. »Beeil dich«, flüsterte sie. »Beeil dich.«

Und das tat Lena. Sie zog ihre roten Pantoffeln an und wickelte sich in die blaue Decke. Und dann kletterte sie zum Fenster hinaus. Genau davor stand ein Apfelbaum. In dem Baum gab es einen Ast, der war ein ausgezeichneter Sitzplatz. Lena versteckte sich oft dort, wenn Mama wollte, daß sie das Geschirr abtrocknete. Sie setzte sich bequem zurecht und spähte zwischen den Apfelblüten hindurch. So spät war sie noch nie draußen gewesen.

Der ganze Garten lag in der Dämmerung. Es duftete so seltsam, und die Apfelblüten leuchteten weiß gegen den dunkelblauen

Frühlingshimmel. Über dem Garten lag eine eigentümliche Erwartung.

Plötzlich waren weit entfernt Trompetenstöße zu hören. Es ging ein schwaches Raunen durch den Garten, und jetzt bemerkte Lena, daß am Gartentor viele Elfen standen, die gespannt den Weg entlang schauten.

Die Trompetenstöße kamen näher. Das Gartentor öffnete sich. Die Elfen versanken zum Hofknicks. Denn durch das Tor kam der Elfenkönig mit seinem Gefolge, voran eine Musikkapelle.





Oh, wie war er schön, der Elfenkönig! Lena konnte gut verstehen, daß Muj ihn so gern hatte.

Tiefer sank die Dämmerung. Zarte Töne einer Tanzmusik wehten durch die laue, warme Mainacht.

Da stand Muj. Da stand sie in einem Kleid, das schöner war als irgendein anderes. Sie zupfte an ihrem Rock und schlug schüchtern die Augen nieder.

Der König fand wohl auch, daß Muj in ihrem Kleid sehr schön war, denn er ging sofort auf sie zu und verbeugte sich vor ihr. Bald war der ganze Garten voller tanzender Paare. Wie ein leichter Windhauch schwebten sie über den Rasen. Aber am leichtesten tanzten Muj und der Elfenkönig. Muj sah sehr glücklich aus.

Lena wußte nicht, wie lange sie im Baum gesessen hatte. Aber plötzlich hörte sie ein Trompetensignal. Der Ball war zu Ende. Wie durch Zauberei waren alle verschwunden, der König und sein Gefolge, Muj und die anderen Elfen.

Lena kroch durch das Fenster zurück und legte sich in ihr Bett. Da sah sie etwas Weißes auf dem Fensterbrett. Dort stand Muj. Ihr Gesicht leuchtete in einem seltsamen Glanz.

»Danke«, flüsterte sie. »Danke. Ich bin ja so glücklich.«

»Du wirst sehen, er heiratet dich«, sagte Lena.

Aber Muj schüttelte den Kopf.

»Das erwarte ich gar nicht«, sagte sie. »Das ist auch gleich. Selbst wenn ich Elfenkönigin werden sollte - schöner als diese Nacht kann nichts mehr werden. Nur ein einziges Mal in seinem ganzen Leben kann man so glücklich sein wie in dieser Nacht.«

Sie sah Lena mit glänzenden Augen an.

»Das alles verdanke ich dir«, sagte sie. Und dann war sie verschwunden.

»Verdankst du dem Taschentuch, meinst du«, sagte Lena vor sich hin. Eine Weile überlegte sie, wie sie Mama erklären sollte, daß

das Taschentuch weg war.

»Ich sage einfach, ich habe es für einen wohltätigen Zweck gestiftet«, sagte sie laut.

Und dann schlief Lena ein, gerade als die ersten Sonnenstrahlen mit den Apfelblüten vor ihrem Fenster zu spielen begannen.



Junker Nils von Eka

Vor langer Zeit, in den Tagen der Armut, gab es einen Jungen, der lag krank in einer Kate tief im Wald. Nils hieß der Junge, und Eka war der Name der Kate. Es gab viele solche Katen wie Eka zu jener Zeit, genauso klein und grau und arm an allem außer an Kätterskindern. Aber solche wie Nils gab es nicht viele.

Jetzt war er schwer krank, und seine Mutter fürchtete, er müsse sterben, und da bettete sie ihn in die gute Stube, wohinein sonst kein Kind werktags auch nur seine Nase stecken durfte. Nils hatte dort ein Bett für sich ganz allein, zum erstenmal in seinem Leben. Das Fieber brannte ihm im Blut, und er war kaum noch bei Besinnung, spürte aber doch, wie köstlich es ist, ein Bett für sich allein zu haben. Ja, die gute Stube erschien ihm schöner als das Himmelreich, wohin er nun wohl kommen würde, wie seine Mutter glaubte. In der Stube war es kühl und dunkel, denn das Rollo war herabgezogen, und dahinter stand das Fenster weit offen zum Sommer, dessen Laute und Düfte Nils wahrnahm wie im Traum. Es war Juni, Flieder und Goldregen blühten rings um die Kate, und im Wald rief der Kuckuck wie toll. Die Mutter hörte es voll Angst, und als der Vater abends von der Arbeit heimkam, empfing sie ihn mit bleichem Gesicht.

»Nils geht von uns«, sagte sie. »Hör doch den Kuckuck, er kündigt uns einen Toten im Haus an.«

Denn dazumal glaubte man, wenn sich der Kuckuck bis in die Nähe eines Hauses wagt, dann muß dort jemand sterben. Und nie



zuvor hatte der Kuckuck so laut und so wild und so nahe der Kate gerufen wie in diesen Junitagen. Auch die kleinen Geschwister hörten es. Sie standen vor der geschlossenen Tür zur guten Stube und nickten ergeben.

»Hört den Kuckuck«, sagten sie. »Da drin liegt unser Bruder und stirbt.«

Doch davon ahnte Nils nichts, er dämmerte im Fieber dahin und vermochte kaum die Augen zu öffnen. Nur hin und wieder blinzelte er durch die Wimpern und sah das Wunderbare... Er lag in der guten

Stube! Und da sah er das Schloß auf dem Rollo.

Ein einziges Kleinod, etwas wirklich Kostbares gab es in der ärmlichen Kate. Es war dieses Rollo, das der Vater einmal auf der Versteigerung eines Herrenhofes erstanden und zum Staunen und Entzücken der Kinder vor das Fenster der guten Stube gehängt hatte. Darauf war ein Schloß gemalt, eine Ritterburg mit Zinnen und Türmchen, und etwas so Einzigartiges hatten die Kätterskinder in ihrem ganzen armen Leben noch nicht gesehen. Wer in einem solchen Haus wohnen mochte, hatten sie Nils gefragt. Und wie mochte ein solches Schloß wohl heißen, das wußte der große Bruder doch gewiß? Aber Nils wußte es nicht, und jetzt war er krank, so krank, daß die Geschwister ihn nichts mehr fragen konnten.

Abends am siebzehnten Juni war Nils ganz allein in der Kate. Der Vater war noch nicht von seinem Tagewerk heimgekehrt, die Mutter war auf der Weide und melkte die Kühe, und die Geschwister liefen im Wald herum, um zu sehen, ob die wilden Erdbeeren nicht bald reif waren. Ganz allein lag Nils dort in der guten Stube, und er atmete schwer und dämmerte im Fieber dahin. Er wußte nicht, daß es der siebzehnte Juni war, und nicht, daß die Erde so sprießend grünte, wie sie einst neu erschaffen aus Gottes Hand gekommen war. Aber in der großen Eiche vor dem Giebel saß der Kuckuck und rief. Das hörte Nils, und das weckte ihn. Er schlug die Augen auf, denn er wollte sich so gern das Schloß auf dem Rollo ansehen. Und da lag es auf seiner grünen Insel mitten im tiefblauen See und reckte seine Zinnen und Türme in den tiefblauen Himmel. Dieses tiefe Blau machte die Stube so kühl und dunkel und wohligh zum Schlafen. Ja, jetzt wollte er schlafen... Das Rollo wehte sachte, das Schloß darauf bebte.

O düsteres Schloß so voller Geheimnisse! Wessen Wimpel flattern im Abendwind auf deinen Türmen, wer wohnt in deinen Sälen,

wer tanzt dort zu Fiedel und Flöte? Und wer sitzt gefangen im Westturm und soll sterben, bevor der Morgen graut?

Sieh, da winkt er durch die Gitterstäbe der Turmluke, mit schmäler, königlicher Hand erfleht er Hilfe, denn er ist noch so jung und möchte die grünende Erde nicht verlassen. Schau hin, Junker Nils



von Eka, so schau doch hin! Du Schildknappe des Königs, hast du deinen Herrn vergessen?

Nein, Junker Nils hat nichts vergessen. Er weiß, daß die Zeit drängt und daß er seinen König retten muß, denn bald, o bald wird es zu spät sein. Heute ist der siebzehnte Juni, und ehe die Sonne aufgeht, soll sein Herr das Leben verlieren. Der Kuckuck weiß es bereits, er sitzt auf einer Eiche im Burghof und ruft wie toll. Er weiß, daß dort jemand sterben muß.

Aber am Ufer des tiefblauen Sees liegt im Schilf ein Boot verborgen. Sei guten Muts, du junger König, dein Knappe ist auf dem Weg zu dir. Jetzt senkt sich die Dämmerung der Juninacht über die grünen Ufer und den stillen See. Langsam gleitet das Boot über das blanke Wasser, leise tauchen die Ruder ein, damit kein Ruderschlag zu hören ist und kein Wächter mißtrauisch wird. Die Nacht ist voll Gefahren, und das Schicksal des Reiches ruht in der Hand des Ruderers. Noch langsamer jetzt, noch leiser, noch näher heran... O düsteres Schloß, so finster brütend liegst du auf deiner grünen Insel, und so schwarz wirfst du deinen Schatten auf das Wasser, doch wisse, jetzt naht einer, der ohne Furcht ist. Junker Nils von Eka ist es, vergeßt diesen Namen nie, das Schicksal des Reiches ruht in seiner Hand. Vielleicht spähen Augen durch die Nacht, vielleicht sehen sie sein Haar schimmern wie einen Goldhelm? Wenn dir dein Leben lieb ist, Junker Nils, dann rudere dein Boot in den Schatten des Turms, verbirg dich im Dunkeln, leg an unter dem Kerker des Königs, lausche und warte... Horch! Die Wellen schlagen plätschernd an die rauhen Steine des Turms, sonst ist alles still.

Aber da flattert vom Turm wie eine weiße Taube ein Brief hinab in das Boot, er ist geschrieben mit Blut.

»An Junker Nils von Eka«, so steht dort.

»Wir, Magnus von Gottes Gnaden, rechtmäßiger König des Reiches, haben in diesem Leben keinen Frieden und keine Freude mehr, und das ist die Schuld Unseres Veters, des Herzogs. Wie Dir kund sein dürfte, bereitet er Uns heute nacht ein elendes Ende. Eile Uns deshalb unverzüglich zu Hilfe, erforsche selbst, auf welche Weise, und zaudere nicht, denn Wir sind in großen Ängsten um Unser Leben. Geschrieben auf Schloß Wildgiebel am siebzehnten Juni des Nachts.

Magnus Rex«

Junker Nils ergreift seinen Dolch, er ritzt sich eine Wunde in den Arm und schreibt mit rotem Blut an seinen Herrn. Dann spannt er den Bogen, und einem Feuerstrahl gleich fliegt sein Pfeil mit der tröstlichen Botschaft durch den hellen Nachthimmel hinauf zu dem Gefangenen im Turm.

»Seid guten Muts, König Magnus! Euch allein gehört mein Leben, und mit Freuden gebe ich es hin, um meinen König zu erretten. Gott steh mir bei!«



Ja, Gott steh dir bei, Junker Nils! Wärst du schnell und hart wie ein Pfeil und könntest gleich ihm durch die Nacht fliegen, dann wäre es ein leichtes, dem König zu Hilfe zu kommen. Wie aber soll ein Schildknappe in den Kerker dringen in dieser Nacht, die des Königs letzte ist? Droht nicht jeder lebenden Seele, die sich vor dem Morgengrauen der herzoglichen Burg nähert, ein grausamer Tod? Das Tor ist verriegelt, die Zugbrücke hochgezogen, und zweihundert bewaffnete Männer bewachen Schloß Wildgiebel heute nacht.

Der Herzog aber tanzt im Rittersaal, er kann nicht schlafen. Die



Juninacht ist allzu hell und schenkt dem, der Böses plant, keinen Schlaf. Oh, daß der Morgen doch bald graute, denn dann verliert der Gefangene im Turm sein Haupt und das Reich seinen König. Der Herzog weiß am besten, wer dann der Anwärter auf die Krone ist, oh, wie er den Morgen herbeisehnt! Doch bis dahin will er tanzen. Herbei, herbei, Fiedel, Flöte und Schalmey, herbei, herbei, ihr Jungfrauen mit den leichten, flinken Füßen, jetzt möchte der Herzog tanzen und scherzen. Doch wer Böses plant, findet im Leben keine Rast und keine Ruh, und wie ein nagender Wurm kriecht dem Herzog die Furcht unter die Haut. Gewiß sitzt der König gefangen im Turm, aber er hat seine Getreuen, und wer weiß, vielleicht reiten sie schon jetzt mit tausend Mannen auf Schloß Wildgiebel zu? Getrieben von Unruhe, verläßt der Herzog die Tanzenden und tritt ans Fenster und späht und lauscht hinaus in die Nacht. Hört er nicht schon das Donnern von Hufen, oder ist es das Klirren feindlicher Lanzen und Schwerter? Nein, es ist nur ein armer Spielmann, der dort am Ufer unter den Eichen wandert und die Laute zupft. Über den schmalen Wildgiebelsund steigt sein Lied empor, so klar wie das eines Vogels.

Mein Weg, der führet mich weit durchs Land,
ich sah des Königs Reiter am Waldesrand,
der Kuckuck ruft die ganze Nacht,
oh, wie sein Ruf so traurig macht!
Mein Weg, er führet mich weit durchs Land!

Da erbleicht der Herzog.

»Komm her, kleiner Spielmann, komm und erzähle mir, wer bei Nacht durch den Wald reitet!«

»Ach, gnädiger Herr, die Worte eines armen Spielmanns rollen

haltlos wie Erbsen dahin, laßt mich mit meiner Laute in Frieden wandern. Die Nacht ist ja so schön und das Wasser so still, die Erde blüht, und der Kuckuck ruft. Und glaubt mir, bald sind die wilden Erdbeeren reif, das sah ich heute nacht im Wald.«

Da wird der Herzog zornig.

»Weißt du nicht, kleiner Spielmann, daß es auf Schloß Wildgiebel tief im Keller Gefängnisverliese gibt? Dort reift ein Spielmann schneller als die Erdbeeren im Wald, und ist er erst reif, erzählt er alles, was man von ihm wissen will.«

»Ach, gnädiger Herr, gewiß will ich alles erzählen, aber dein Tor ist verriegelt und die Brücke hochgezogen, keine lebende Seele kommt in Schloß Wildgiebel hinein.«

Da nickt der Herzog grimmig.

»So ist es, kleiner Spielmann, doch für dich soll die Zugbrücke herabgelassen und das Tor geöffnet werden. Nur herein, mein Freund, denn jetzt will ich es wissen, wer heute nacht durch den Wald reitet.«

Horch, die Ketten rasseln, die Zugbrücke senkt sich mit Knarren und Knirschen, das schwere Eichentor tut sich auf. Der Spielmann zupft seine Laute, ein paar zarte, traurige Töne nur. Ein armer Tropf ist er, sein Wams ist zerlumpt, aber sein Haar schimmert im Dunkeln wie ein Goldhelm. Und seht, jetzt geht er ins Schloß, er allein von allen lebenden Seelen... Ja, Gott steh dir bei, Junker Nils! Halt dein Wams am Halse zusammen, damit unter deinen Lumpen nicht der goldbestickte Kragen hervorschaut, schlag die Augen nieder, krümm den Rücken, stell dich blöde und vergiß keinen Augenblick, daß du nur ein armseliger Narr bist, der nicht weiß, was er redet.

»Viele tausend Mann waren es, gnädiger Herr, das weiß ich gewiß. Aber mehr als hundert kaum, das ist sicher. Und alle hatten sie Rosse, doch viele ritten auch auf Ochsen und einer sogar auf einem Schwein. Und alle trugen Schwerter und Speere,

aber viele auch nur Besenstiele, und Sturmleitern schleppten sie, um Schloß Wildgiebel zu erklimmen, und Backtröge, um darin über den Sund zu rudern. Und wahrlich, gnädiger Herr, bald sind die wilden Erdbeeren reif, das sah ich heute nacht im Wald.« Über so ein Geschwätz gerät der Herzog außer sich vor Zorn, aber er erschrickt auch, denn wer Böses plant, findet im Leben keine Rast und keine Ruh.

Und bald herrscht wieder Aufruhr in Schloß Wildgiebel. Auf die Wache alle Mann! Legt den Pfeil an die Sehne! Haltet die Steinschleudern bereit! Bemannt jede Schießscharte, verstärkt die Wache an der Zugbrücke um das Zehnfache! Jeden Augenblick kann der Ansturm kommen, wenn an den Worten des Spielmanns auch nur ein Körnchen Wahrheit ist.

Aber was ist mit der Wache am Westturm, Herzog? Soll die nicht auch verstärkt werden? Nur ein einziger Mann bewacht des Königs Kerker. Mons Yxa heißt er, der treuste Knecht seines Herrn.

Nein, die Wache am Westturm läßt der Herzog nicht verstärken, denn in seiner nachtschwarzen Seele schmiedet er den Plan, den König eigenhändig ums Leben zu bringen, falls das Schloß erstürmt wird. Lieber wäre es ihm freilich, der Gefangene bliebe bis zum Morgengrauen am Leben, denn so wurde es im Rat beschlossen, der den armen Häftling auf Geheiß des Herzogs zum Tode verurteilt hat. Eins aber ist sicher und gewiß, niemand wird den König heute nacht lebend aus dem Westturm befreien. Doch wer eine Missetat begeht, will nicht, daß man es sieht. Also soll Mons Yxa allein den Gefangenen bewachen, denn Mons Yxa schweigt wie ein Grab. Ihr Männer, gebt nur acht, daß kein Feind in Schloß Wildgiebel eindringt!

Kein Feind, mächtiger Herzog? Hast du nicht schon einen in deinen Mauern, auch wenn du es nicht weißt? Der kleine Spielmann, der soeben deine Burg betrat, wo ist er? Mit deinen Bogenschützen,

deinen Steinschleudern und deiner uneinnehmbaren Burg, damit prahlst du, aber den fremden Spielmann mit Haaren wie ein Goldhelm, ihn hast du vergessen! Der Arme hockt jetzt in einer Ecke und nagt genügsam an einem Hühnerknochen, er ist ein wenig blöde und begreift nicht, was all dieser Aufruhr mitten in der Nacht zu bedeuten hat. Läuse hat er wohl auch, denn was sonst sucht er unter seinen Lumpen? Schau an, was hält er da zwischen den Fingern? Ist das eine Laus? Wahrhaftig, dieser Spielmann ist verrückt, jetzt wirft er doch die Laus in seinen Bierkrug, da merkt man, daß er nicht ganz bei Trost ist. Doch wer fragt schon nach einem armseligen Trottel, nicht einmal die Hunde vor dem Kamin kümmern sich darum, was er tut oder wohin er geht. Und jetzt hat er sich in seinen törichten Kopf gesetzt, Mons Yxa einen Krug Bier zu bringen. Leise tapst er zur Tür hinaus, und zaghaft tritt er über die Gänge und Treppen des Schlosses, aber den Krug hält er fest in den Händen, und trifft er jemanden, dann lächelt er so arglos... Befehl des Herzogs, Bier für Mons Yxa!

Mons ist groß und stark wie ein Ochse. Zehn Maß Bier kann er trinken. Und da steht er nun die ganze Nacht vor dem Kerker des Königs und ist durstiger als jedes andere Mannsbild. Doch sieh an, da kommt ja Bier, von behutsamen Händen getragen.

»So ein kleines blondes Kerlchen, wer bist du denn? Dich hab ich auf Schloß Wildgiebel noch nie gesehen.«

Aber der Blondschoopf lächelt so arglos und töricht, er ist wohl ein wenig verrückt im Kopf.

»Der Herzog schickt dir Bier, und ich hab keinen einzigen Tropfen vergossen. Fast wäre ich gestolpert, aber da hielt ich mich am Krug fest, klug, wie ich bin.«

Mons Yxa führt den Krug gierig zum Munde, aah, was für ein Bier, das labt die Kehle. Er rülpst zufrieden und streicht dem Spielmann über den blonden Schöpf.



»Was für Haare, du bist ja genau so 'n Flachskopf wie der König. Man könnte glauben, ihr seid Brüder, aber dank du deinem Schöpfer, daß du ihn nicht zum Bruder hast, denn sonst wärest auch du bald einen Kopf kürzer.«

Mehr sagt Mons Yxa in dieser Nacht nicht. Er fällt um wie ein Mehlsack und schläft auf dem Boden ein. Jaja, das war eine nützliche Laus, die der Spielmann in seinen Bierkrug fallen ließ! Doch jetzt, Junker Nils, jetzt gilt es das Leben! Schnell, schnell, wo ist der Schlüssel? Such ihn in Mons Yxas Taschen und Gürtel... Weit entfernt sind Schritte zu hören, kommt da nicht jemand? Schnell, schnell, ehe es zu spät ist, nimm den Schlüssel und schließ die knarrende Tür auf. Schnell, schnell, lauf die Treppe zum Kerker des Königs hinauf. Schnell, schnell ... doch jetzt sachte! Jetzt leise! Tritt ein bei deinem König! Ach, so

lange hat er gewartet, so sehr hat er gebangt, sieh nur, wie bleich und elend er da an der Turmluke sitzt. Seine Augen sind groß und traurig, und seine Haare schimmern wie ein Goldhelm. Und jetzt entdeckt er seinen Schildknappen, und er weint still. »Junker Nils, mein Herzlieber, so habe ich also doch noch einen Freund hier auf Erden.«

Junker Nils fällt dem König weinend zu Füßen. Er liebt ihn mehr als einen Bruder, und das Herz will ihm fast brechen, als er den gesalbten und gekrönten Herrscher des Reiches in Elend und Schande sieht. Zwei lange Jahre hat König Magnus in diesem schaurigen Kerker geschmachtet, kein Wunder, daß seine Wangen bleich sind und sein Blick traurig ist. Junker Nils küßt ihm unter Tränen die Hand, doch König Magnus zieht seinen Knappen an die Brust.

»Genug jetzt, Junker Nils, alles ist aus, meine Zeit ist um. Wirst du bei mir bleiben in meiner letzten Stunde?«



Da packt Junker Nils seinen Herrn untertänig beim Arm.

»Ach, mein König, sagt nicht so Arges! Kommt schnell, laßt uns fliehen!«

Aber König Magnus schüttelt nur traurig den Kopf.

»Wohin sollten wir fliehen, Junker Nils? Wie sollten wir denn hinausgelangen, wo doch das Tor verschlossen und die Zugbrücke hochgezogen ist und wo die Mannen des Herzogs im Schloß herumschwirren wie Bienen in einem Korb? Nein, hier kommt keine Seele lebendig hinaus. Alles ist aus, meine Zeit ist um.«

So weiß König Magnus also nichts von dem geheimen Gang, doch den kennt, gottlob, Junker Nils. Denn hat er als Kind nicht in diesem düsteren, unheimlichen Schloß gespielt? War seine Mutter nicht eine Zeitlang Hofdame bei der hartherzigen Frau Ebba, der Mutter des Herzogs und der Tante des Königs? Sie war eine hohe und strenge Herrscherin, die Schloß Wildgiebel mit eiserner Hand regierte, während ihr Sohn, dieser Übeltäter, auf Kriegszug in fremden Ländern war. Zu jener Zeit war Junker Nils noch ein kleiner, ungebärdiger Knabe, und eines Tages wurde er von der grausamen Frau Ebba zur Strafe in den Ostturm gesperrt, doch das sollte sie bereuen. Denn Junker Nils hatte als Kind sehr neugierige Finger, solche Knabenfinger, die alles betasten und an allem herumdrehen müssen. Und schwups! hatte er auch schon den geheimen Knopf gefunden, der die geheime Tür zu dem geheimen Gang öffnete, der vom Ostturm unter dem Sund hindurch zu einem geheimen Platz im Walde führte.

Du siehst, König Magnus. noch ist nicht alles verloren. Doch beeil dich um des Himmels willen! Die Nacht ist zu Ende, und wenn die Sonne über der grünen Erde aufgeht, dann soll es dich nicht mehr geben, so haben es der Herzog und der Rat beschlossen. Sieh nur, schon versammeln sich dort unten auf dem Hof beleibte Herren in prunkenden Gewändern, der Scharfrichter steht mit dem geschliffenen Schwert bereit, er wartet auf

dich. Und jede Minute kann ein ehrwürdiger Pater den Gefangenen im Turm aufsuchen, um die letzten Worte des Armen und sein Bekenntnis entgegenzunehmen. Denk doch nur, wenn er dann Mons Yxa findet und einen Schrei ausstößt, der im ganzen Schloß widerhallt, dann ist es zu spät für die Flucht. Deine Zeit ist kurz, König Magnus, jetzt mußt du dich beeilen, wenn du dein Leben retten willst. O ja, es ist ein unheimlicher und gefährvoller Weg, der sich quer durch das Schloß zum Ostturm hindurchwindet und -schlängelt, und es wimmelt von Wächtern. Aber verzweifle nicht, Junker Nils weiß Rat.

»Schnell, schnell, König Magnus! Zieht Euren roten Samtrock aus und hüllt Euch gnädigst in meine Lumpen. Sollte es das Unglück wollen, und wir treffen auf unserer Flucht durch das Schloß auf einen Wachposten, dann hält er mich für den König und Euch für den Spielmann. Dann ergreift er mich, und bevor ihm dies klar ist, könnt Ihr fliehen! Dann hat er einen Spatzen gefangen, während der Adler seiner königlichen Freiheit entgegenfliegt.«

Aber der König schüttelt nur traurig den Kopf.

»Junker Nils, mein Herzlieber, was würde dann dein Schicksal sein? Was, glaubst du, tut der Herzog dem an, der seinem Vetter zur Flucht verholfen hat? «

Da sieht Junker Nils seinen Herrn so innig an.

»Euch allein gehört mein Leben, und ich gebe es mit Freuden für meinen König hin, so wahr mir Gott helfe!«

Fort jetzt mit allen Zweifeln! Schnell, schnell die Kleider getauscht, schnell, schnell die Treppe hinunter, wo Mons Yxa liegt und im Schlaf stöhnt. Er zuckt schwach mit Armen und Beinen, als werde er bald erwachen. Nein, schlaf du nur, Mons Yxa, einen besseren Schlaf hast du nie geschlafen! Du simpler Gefangenenerwärter, du weißt ja nicht, welche Gnade dir jetzt widerfährt. Du weißt nicht, wer mit seinem königlichen Fuß über deinen biiergefüllten

Bauch steigt! Es ist der König des Reiches, der um sein Leben flieht.

Jetzt erschallen aus dem Burghof Pfeifen und Trommeln, Stimmen erklingen. Die Stunde ist da. Jetzt erscheint der Herzog, da wird es still. Er steht dort so tückisch, dieser verschlagene Heuchler, und tut so, als gräme er sich über das Schicksal des Königs, dabei ist seine schwarze Seele voller Freude.

Er jubelt bei dem Gedanken, daß auf diesem Burghof, wo jetzt die dumpfen Trommeln ertönen, daß er gerade an dieser Stelle und an diesem Morgen seinen Namen in blutiger Schrift in das Buch der Geschichte schreiben wird.

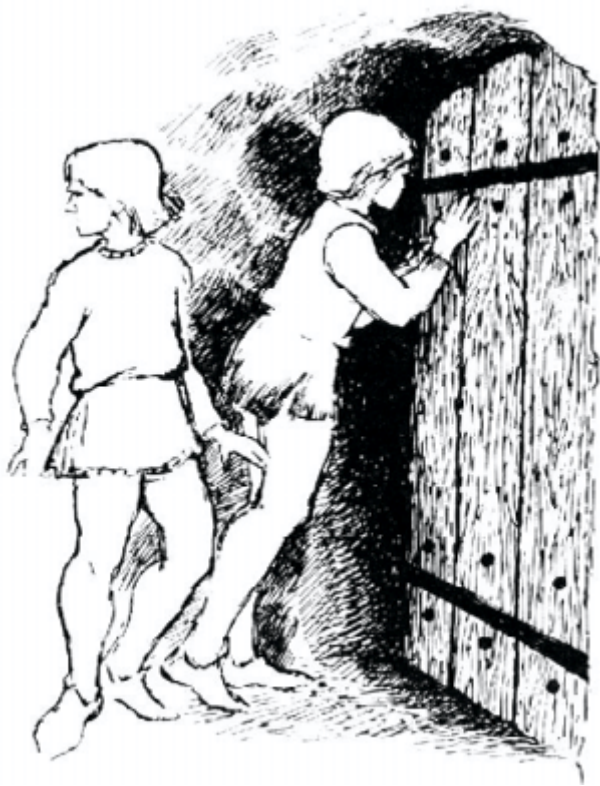
Doch da ertönt vom Westturm ein gellender Entsetzensschrei... Der Gefangene ist fort, der König ist geflohen! O Schreckensbotschaft! Der Herzog erbleicht, er zittert und bebt, er rast und brüllt. »Hierher, alle Mann! Durchsucht meine Burg, jede Nische, jeden Winkel, jeden Saal und jedes Gewölbe, jede Treppe und jeden Turm. Ergreift den König, tot oder lebendig!«

Hört, die Sturmglocke läutet, Rufe hallen durch das Schloßgewölbe, eisenbeschlagene Stiefel poltern über die Treppen, die Mannen des Herzogs hetzen ein Wild, sie jagen einen Edelhirsch, der um sein Leben flieht. Wo ist er? Da, wir sind ihm schon auf den Fersen! Seht, dort schimmert sein Haar wie ein Goldhelm! Seht, dort war ein Zipfel seines roten Samtrocks, seht doch, seht, er schlüpft in den Ostturm hinein!

Und schlau, wie er ist, schlug er uns die Tür vor der Nase zu, aber nur her mit Axt und Spieß, wir werden den kleinen König schon erwischen!

Der mächtige Herr, der sein Schloß hier am Sund vor langer Zeit bauen ließ, er war ein schlauer Fuchs. Und genau wie der Fuchs sich viele Ausgänge aus seinem Bau gräbt, so ließ dieser Schloßherr unter dem Sund hindurch einen Geheimgang anlegen, um sich bei einer Belagerung retten zu können. Ganz im geheimen

tat er dies, dann legte er sich zum Sterben hin, ohne einem Menschen ein Wort davon zu verraten. Und nun ist er schon zweihundert Jahre lang tot. Was für ein Glück, daß es auf dieser Erde Knaben gibt, die neugierige Finger haben, und was



für ein Glück, daß man Junker Nils als Kind in den Ostturm gesperrt hatte.

Aber jetzt muß sich zeigen, ob er den geheimen Knauf wiederfinden kann, aber schnell muß es gehen, denn schon splittert die Tür zum Turm unter den Axthieben. Und König Magnus erleicht. Ach, er hatte als Kind keine neugierigen Finger und

fand nie geheime Knöpfe, und jetzt bricht ihm der Angstschweiß aus. Er sieht, wie sein Knappe den Zierat der Wandverkleidung abtastet, alle diese Buckel und Knöpfe und Knäufe, nein, er kann einfach nicht glauben, daß Junker Nils den richtigen finden wird. Er hört die Axthiebe hallen und die schweren Türbretter splintern, und, am schlimmsten von allem, er hört das wütende Gebrüll des Herzogs... »Ergreift den König, tot oder lebendig!« Da wird König Magnus so weiß wie ein Laken, oh, wie er um sein junges Leben bangt.

»Genug jetzt, Junker Nils, es lohnt nicht die Mühe, alles ist aus, meine Zeit ist um.«

Aber glaubt nur nicht, daß Knabenhände je die heimlichen Knöpfe vergessen, die sie einst gefunden haben. Seht nur, seht, jetzt öffnet sich langsam die geheime Tür und der Weg in die Freiheit. Junker Nils faßt seinen König eilig bei der Hand. »Kommt, König Magnus! Schnell hinein ins Dunkel!« Hu, wie dumpf und kalt und schrecklich es dort unten ist! Der Wildgiebelsund preßt sein Wasser in tückischen kleinen Rinnsalen durch die Steine, der Fuß rutscht auf dem glitschigen Gang fast aus. Aber Ihr dürft jetzt nicht ausrutschen, mein König, eine Sekunde ist jetzt kostbarer als alles Gold in Eurer Krone. Hört das rasende Wutgeschrei hinter Euch! Jetzt hat der Herzog entdeckt, daß ihm die Beute entkommen ist, jetzt steht er im Turm, das Scheusal, und kann nicht fassen, wo der König geblieben ist. Die Wut schnürt ihm die Kehle zu, er ist nahe dran zu platzen... Da sieht er die Geheimtür einen Spalt offen! Bei allen Heiligen, was ist denn das? Ein Geheimgang, von dem er nichts wußte? Oh, wie er rast über seinen Ururahnen, der diesen Gang einst bauen ließ! Doch nein, geschlagen gibt der Herzog sich nicht.

»Hierher, alle Mann! Schnell hinein in die Finsternis, dort drinnen ist er, faßt ihn, packt ihn, zieht ihn heraus! Tot oder lebendig, ich will den König haben. Und ihr, meine Bogenschützen,

schwingt euch auf eure pfeilschnellen Pferde, laßt die Zugbrücke hinunter, reitet los! Irgendwo tief im Wald mündet der geheime Gang, sucht ihn, sucht ihn! Und seht ihr König Magnus zwischen den Bäumen fliehen, dann jagt ihm einen Pfeil in den Rücken. Ergreift den König, tot oder lebendig!«

Die freundlichen Wellen des Sundes plätschern und blinken in der Morgensonne. Kleine Fische schießen durchs Wasser. Sie ahnen nicht, daß tief unter ihnen in der Dunkelheit König Magnus um sein junges Leben bangt.

Junker Nils, Junker Nils, nicht so schnell! Die lange Kerkerhaft hat den König geschwächt. Er keucht so schwer, er fällt fast zu Boden, der geheime Gang ist so finster und lang. Und hinter sich hört er die eisenbeschlagenen Stiefel dröhnen, immer näher kommen sie, näher und näher.

Da wird König Magnus so weiß wie ein Laken, oh, wie er um sein junges Leben bangt!

»Genug jetzt, Junker Nils, es lohnt nicht die Mühe, alles ist aus, meine Zeit ist um.«

Verzage nicht, König Magnus, sieh, dort die Nische, schnell hinein! Steh still dort im Dunkeln, halte den Atem an, warte! Jetzt kommen sie angestürmt, die Mannen des Herzogs. Blind und dumm sind sie, mehr nicht. Sie laufen vorwärts, wie Schweine im Eichenwald laufen sie, wohin die Schnauze zeigt, ohne nach links oder rechts zu gucken. Jetzt zeigt die Schnauze wohl auf das schwache Licht dort vorn, wo der Gang zu Ende ist. In ihrer Einfalt glauben sie, daß der König schon draußen in der Sonne ist, in der Sonne, die er eigentlich nie mehr sehen sollte. Und nun rennen sie, so schnell sie können, hinterher.

König Magnus steht dort in der Nische mit pochendem Herzen, als die eisenbeschlagenen Stiefel vorüberdröhnen. Allein und voll Angst im Dunkeln zu sein ist schrecklich, aber du bist nicht allein, König Magnus, du hast einen Freund. Hier in der

Finsternis steht er an deiner Seite, du siehst ihn nicht, aber du hörst seinen Atem und spürst seinen schützenden Arm um den Leib.

»Verharrt hier noch eine Weile, mein König, denn die Männer des Herzogs durchkämmen gerade jetzt den Wald, überall wimmelt es von Bogenschützen, und ihre Pferde sind pfeilschnell. Aber auch ich habe zwei Rosse hier nahe im Gebüsch versteckt, die hole ich jetzt.«

Zwei Jahre hat der König im Kerker verbracht... O welch Glück, noch einmal auf einem Pferd sitzen zu dürfen, unter lichtgrünen Eichen zu reiten an einem kühlen, hellen Junimorgen! Alles ist still, nur die Vögel singen, und die Hummeln brummen, der Tau glitzert auf Blumen und Gras. Hier reitet König Magnus, hier reitet sein Knappe, ihre Haare leuchten in der Sonne wie Goldhelme.

Aber gib deinem Pferd die Sporen, König Magnus, reite, daß ihm der Schaum vom Maul fliegt, eile, eile zu deinem Schloß Höganhus! Dort bist du in Sicherheit, dort bist du unter Freunden, alle deine Ritter sind dort versammelt. Oh, wenn sie ihren König in Freiheit sehen, bereit, sein Heer in den Kampf zu führen, dann, du böser Tyrann, dann, du teuflischer Herzog, schlägt deine Stunde!

Ach, König Magnus, du jubelst zu früh! Hör doch den Hufschlag hinter dir, der den Boden erdröhnen läßt, schrecklichere Laute hast du nie gehört. Jetzt kommen sie angeprescht auf ihren pfeilschnellen Rössern, die Mannen des Herzogs, um dir die Freiheit zu bescheren, die ihre scharfen Pfeile bereiten.

Da wird König Magnus so weiß wie ein Laken, oh, wie er um sein junges Leben bangt!

»Genug jetzt, Junker Nils, es lohnt nicht die Mühe, alles ist aus, meine Zeit ist um.«

Doch Junker Nils ergreift das Pferd des Königs rasch beim Zügel.



»Drüben im Berg weiß ich eine Höhle, komm, mein König, wir verstecken uns dort!«

Seit Urzeiten hat es diese Höhle in dem Berg gegeben, sie entstand, als die Erde jung war und es noch keine Menschen gab. Da schoben sich die schweren Findlinge übereinander, so daß zwischen hohen Steinwänden eine Höhle entstand. Seit Urzeiten lag sie dort namenlos, aber von diesem Tage an wird ihr Name Königshöhle sein. Jahre folgen auf Jahre, und das, was jetzt geschieht, wird vergessen sein, aber die Königshöhle wird für immer ihren Namen behalten. Jungen werden dort ihre Räuberspiele spielen und ihr Versteck Königshöhle nennen, ohne zu wissen, daß sich dort vor langer, langer Zeit an einem frühen Junimorgen ein König und sein Knappe versteckt hielten.

Und jetzt steht König Magnus dort drin mit pochendem Herzen. Es ist schwer, sich wie ein gejagtes Wild in einer Höhle zu verstecken, aber du bist nicht allein, König Magnus, du hast einen Freund. Hier in der Finsternis steht er an deiner Seite, du siehst ihn nicht, aber du hörst seinen Atem und spürst seinen schützenden Arm um den Leib. »Ich glaube, wir haben sie genarrt, mein König! Jetzt warten wir hier noch ein Weilchen, und dann reiten wir weiter. In einer Stunde seid Ihr auf Eurem Schloß Höganhus.«

Kaum hat Junker Nils das gesagt, da ertönt vom Walde her ein helles Wiehern, es ist das Pferd eines Söldners, das wiehert, und drinnen in der Höhle antwortet des Königs Rappe. So kann ein harmloses Tier, ohne es zu wollen, seinen Herrn verraten.

Oh, furchtbares Geschick, jetzt nähern sich hastig Stimmen aus dem Wald. »Seht doch, diese Höhle, wir haben ein Pferd gehört! Hier steckt der, den wir suchen. Kommt, schnappen wir uns den kleinen König!«

Da wird König Magnus so weiß wie ein Laken, oh, wie er um

sein junges Leben bangt!

»Genug jetzt, Junker Nils, es lohnt nicht die Mühe, alles ist aus, meine Zeit ist um. Dort draußen erwartet mich mein Schicksal.«

Junker Nils fällt vor seinem König auf die Knie, unter Tränen küßt er ihm inbrünstig die Hand.

»Dein Schicksal, König Magnus, ist es, ein Reich zu regieren, und meines, des Königs Leben zu retten.«

Aber König Magnus schüttelt traurig den Kopf.

»Ach, Junker Nils, du hast so tapfer gekämpft, aber alles ist vergebens, jetzt muß ich sterben. Lebe wohl, du mein treuester Freund hier auf Erden.«

Wieder küßt Junker Nils die königliche Hand.

»Euch allein gehört mein Leben, ich gebe es mit Freuden für meinen König hin, so wahr mir Gott helfe! Lebt wohl, König Magnus, wir sehen uns nie wieder. Gedenkt meiner zuweilen, wenn Ihr Euer Reich regiert.«

Einen Beutel voll Gold hat der Herzog dem versprochen, der seinen Vetter in den Kerker zurückbringt. Deshalb jubeln fünf seiner Bogenschützen jetzt vor der Höhle, deshalb funkeln ihre Augen jetzt vor grausamer Gier. »Ja, gewiß ist der kleine König hier drinnen, und jetzt holen wir ihn raus!«

Doch sieht, da kommt er ja freiwillig aus der Höhle und führt sein wieherndes Pferd am Zügel. Ja, bei allen Heiligen, da steht er so jung und schön, und seine Haare leuchten in der Sonne wie ein Goldhelm. Sein roter Samtrock ist zwar zerschlissen, aber man sieht doch, daß es die Tracht eines Königs ist. So jubelt doch, ihr Bogenschützen, hier habt ihr ja euren Gefangenen, ergreift ihn doch und steht nicht nur da und starrt beschämt zu Boden.

Ach, es ist nicht leicht, Hand an einen König zu legen, und dieser sieht so fein und königlich aus. Aber er reicht willig seine Hände hin. »Bindet mich und führt mich zum Schloß Wildgiebel.



Ich glaube, Unseren Vetter verlangt es danach, Uns zu sehen.«
So mag es also geschehen. Gereicht diese Tat dem Reich zu Schande und Schaden, so mag der Herzog die Schande tragen! Schickt ihm eine Botschaft, daß sein Vetter ergriffen ist und daß der Scharfrichter sich mit seinem Schwert bereithalten möge! Zwei Stunden zu lange hat das Schwert schon warten müssen, während der König floh. Doch seht, hier reitet er gefesselt zurück. Er sitzt so rank und schlank im Sattel, sein Blick ist ruhig, seine Stirn glatt... und es ist so schön im Wald. Er hört die Vögel singen und die Hummeln brummen, ach, nie wieder wird er das hören! Er sieht den Tau glitzern auf Blumen und Gras, er sieht die kleinen Wellen im Sund blinken, ach, nie wieder wird er das sehen! Denn jetzt geht die Zugbrücke hinab mit Knirschen und Knacken, und das schwere Eichentor öffnet sich. Jetzt reitet er hinein in Schloß Wildgiebel.

Aber wo verbirgt sich der Herzog, warum empfängt er seinen geliebten Vetter nicht? Ach, der Herzog liegt krank hinter den dicken Vorhängen des Bettes, er hat einen seiner Anfälle, die er immer dann bekommt, wenn die Wut ihm zuviel krankes Blut in den Kopf preßt. Doch mit Freuden hörte er die Botschaft, daß der König ergriffen ist, mit Freuden hat er dem Scharfrichter Befehl gegeben, sich bereitzuhalten und dem Rat des Reiches, sich auf dem Hof zu versammeln. Jetzt grämt es ihn nur sehr, daß er selber zu dieser Stunde, da er mit Blut seinen Namen in das Buch der Geschichte schreiben will, schwach und elend daniederliegt.

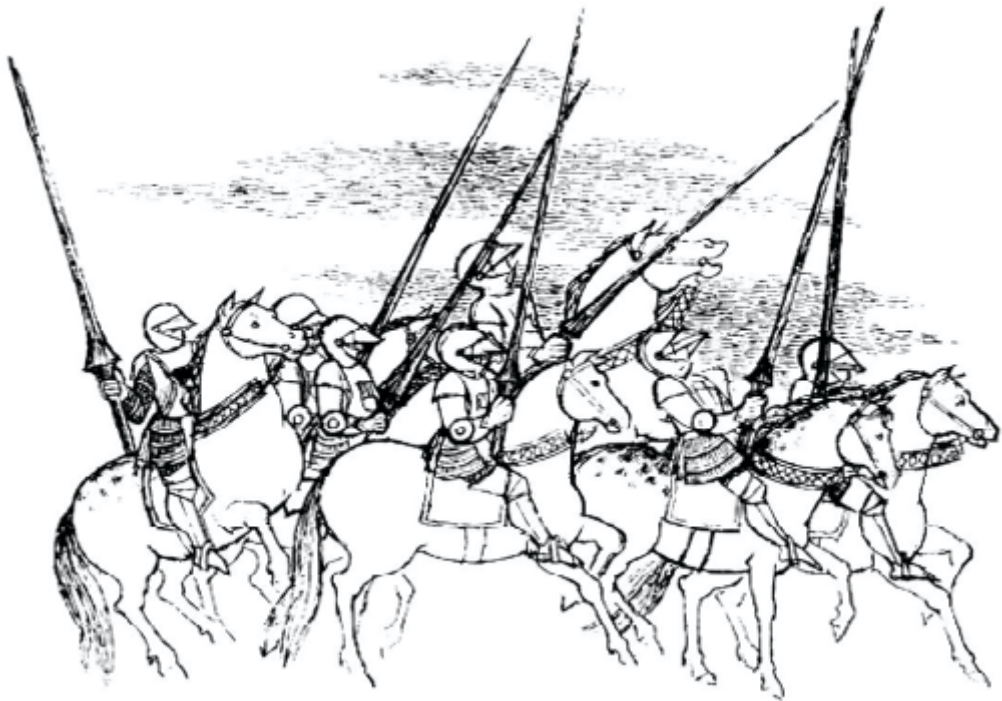
Ach, diese Stunde, nach der er sich so geseht hat, sie läßt noch auf sich warten, denn der Gefangene hat das Recht auf einen Priester, der seine letzten Worte und sein Bekenntnis entgegennimmt. Es müssen viele und schwere Sünden sein, die er begangen hat, es dauert so lange, der Sand im Stundenglas rinnt so langsam, unten auf dem Hof ist alles still. Oh, wie der Herzog während dieser Stunden des Wartens leidet, doch so geht es dem, der Böses tut, er hat in seinem Leben keine Rast und keine Ruh. Dann endlich hört er die Pfeifen und Trommeln auf dem Hof. Er weiß, daß die Stunde jetzt da ist. Und obwohl er in Fieberschauern zittert, muß er doch aufstehen und ans Fenster gehen. Ein letztes Mal will er seinen Vetter, König Magnus, sehen. Er sieht seinen Burghof in der Morgensonne liegen und die beleibten Ratsherren in prunkenden Gewändern. Er sieht seine Männer mit erhobenem Spieß, wie sie im Viereck um einen roten Teppich stehen. Und auf diesem Teppich steht jemand. Es ist sein Vetter König Magnus. Ach, dieses Haar, das wie ein Goldhelm in der Sonne glänzt, die schwarze Binde, die seinen Blick verbirgt, die hinter dem Rücken gefesselten Hände! Wie er jetzt um sein junges Leben bangen mag, mein lieber Vetter, der König Magnus!

Nein, der dort auf dem roten Teppich steht, bangt nicht um sein junges Leben. Er fürchtet sich nicht, er ist fast heiter, denn er gibt sein Leben, um das seines Königs zu retten.

Der Kuckuck ruft in der Eiche des Burghofes, und die dumpfen Trommeln schweigen.

So helfe dir Gott, Junker Nils ... im Himmel herrscht große Freude.

Aber in dem Augenblick, da das Schwert fällt, ertönen drüben im Wald Kriegshörner. So schrecklich tönt es über Land und See und so schrecklich hallt es in den Bergen wider. Horch, da donnern Hufe, da wiehern Rösser, da klirren Schwerter und Lanzen! Jetzt kommen sie geritten, all die Getreuen des Königs,



wie eine Woge, rauscht es durch den Wald von flatternden Helmbüscheln unter lichtgrünen Bäumen, und Rüstungen blitzen in der Sonne. Jetzt, ränkesüchtiger Herzog, rüste dich zum Kampf und bitte den Himmel, dir deine Sünden zu vergeben!

Der Herzog sieht sie mit Entsetzen, doch sein Gelächter ist höhnisch. »Ihr, meine Herren, kommt zu spät, König Magnus lebt nicht mehr. Kehrt um mit euren Pferden und reitet wieder heim! Jetzt bin ich König im Reich.«

Kaum hat er dies gesagt, da sieht er etwas, das sein Blut gefrieren läßt. Die Heiligen mögen ihn bewahren, wer reitet dort allen voran auf einem milchweißen Hengst? Wer hat dieses Haar, das



wie ein Goldhelm schimmert? Wer hat diese traurigen Augen? Ist der König aus dem Jenseits zurückgekehrt, sehe ich einen Geist?

Nein, du ränkesüchtiger Herzog, du siehst deinen leiblichen Vetter König Magnus. Zittere jetzt in deiner nachtschwarzen Seele und bitte den Himmel, dir deine Sünden zu vergeben!

O furchtbarer Kampf, der jetzt anbricht, o blutiger Junimorgen, da Schloß Wildgiebel sein schreckliches Ende erlebt und den Herzog sein Schicksal ereilt! Durch die Luft fliegen die Pfeile so dicht, daß sich der Himmel verfinstert, Sturmleitern werden von rasenden Männern errichtet, im Sund schwimmen wiehernde Rösser. Die Sturmglocke läutet, das Schloß fängt Feuer, der Brandrauch verdunkelt die Sonne. Der Herzog stirbt mit einem Pfeil in der Brust ... so endet sein grausames Leben!

Und ehe die Sonne untergegangen ist, wird Schloß Wildgiebel verschwunden sein. Stein für Stein wird es abgerissen und Stück für Stück, nie mehr wird es dort ein Schloß geben. O düsteres Schloß, nun ist deine Geschichte zu Ende! Verschwinde von deiner grünen Insel!

Als der Kampf vorüber und alles vorbei ist, steht König Magnus mit Tränen an der Stätte, wo Junker Nils sein junges Leben hingab, um das seines Königs zu retten. Um ihn stehen seine siegreichen Ritter, und unter Tränen spricht er zu ihnen:

»Junker Nils von Eka, vergeßt diesen Namen nie! Ihr edlen Herren, ihr braven Mannen, gedenkt seiner auf ewig! Denn das Schicksal des Reiches lag in seiner Hand.«

Es gab einen Jungen, der lag krank in einer Kate im tiefen Wald. Nils hieß der Junge, und Eka war der Name der Kate. Am siebzehnten Juni abends war er ganz allein in der Kate, und er war schwer krank. Als seine Mutter von der Weide heimkam, wo sie die Kühe gemolken hatte, und ihn in seinem Fieber dahindämmern sah, da glaubte sie, daß er sterben müsse und nie wieder

sehen würde, wie die Sonne über der grünenden Erde aufgeht. Die ganze Nacht lag er da, als hätte das Leben ihn schon verlassen. Doch am achtzehnten Juni morgens schlug er die Augen und war



völlig gesund. Das war eine Freude in der armen Kate! Vater und Mutter und die kleinen Geschwister scharten sich um sein Bett in der guten Stube, sie alle waren ja so froh, daß er nicht sterben mußte. Die Mutter zog das Rollo hoch und ließ die warme Morgensonne in die Stube strömen, die Geschwister gaben ihm wilde Erdbeeren, die sie im Wald gepflückt und auf einem Strohalm aufgezogen hatten; es waren nur wenige und kleine, aber es waren die ersten Erdbeeren des Jahres, und die sollte Nils haben, denn seine Geschwister waren so froh, daß er am Leben war und Erdbeeren essen konnte.

»Wir haben sie am Hügel ganz nahe bei der Königshöhle gefunden«, sagten sie. »Und jetzt wollen wir zur Wildgiebelinsel rudern und nachsehen, ob es da auch schon welche gibt. Voriges Jahr haben wir so viele dort gefunden, erinnerst du dich, Nils?«

»Nils erinnert sich wohl an nichts mehr«, sagte die Mutter. »Er ist ja so schwer krank gewesen.«

Durch das offene Fenster drangen Laute und Düfte des Sommers in die Stube, denn es war Juni, und Flieder und Goldregen blühten rings um die Kate, und der Kuckuck rief wie toll. Aber er rief vom anderen Ufer des Sees, weit drüben auf der Wildgiebelinsel.

Die Schafe auf Kapela

Vor langer Zeit, in den Tagen der Armut, da gab es noch Wölfe im ganzen Land, und eines Nachts riß einer die Schafe auf dem Kapelahof. Als die Leute am Morgen erwachten, lagen alle die wolligen Schafe, alle die kleinen, blökenden Lämmer zerfetzt und blutig draußen auf der Weide. Das aber war in den Tagen der Armut ein Unglück, so groß, daß man nur schaudern konnte. Oh, wie sie klagten und sich grämten auf Kapela, oh, wie das ganze Dorf wütete über den Wolf, dieses Untier, diesen Blutschlürfer! Die Männer des Dorfes zogen aus mit Büchse und Wolfsnetz, sie stöberten ihn auf in seiner Höhle und trieben ihn in das Netz, und dort fand er seinen Tod. Nie wieder würde dieser Wolf Schafe morden. Doch der Trost war nur gering, denn die Schafe waren und blieben tot, und der Kummer war groß auf Kapela. Zwei auf Kapela trauerten mehr als alle anderen, und das waren Großvater und Stina Maria, der Älteste und die Jüngste auf dem Hof. Sie saßen auf dem sonnigen Hang hinter dem Schafstall und weinten. Wie oft hatten sie nicht dort gesessen und die Schafe auf der Weide grasen sehen, so friedlich, als gäbe es keinen Wolf auf der Welt.

Tagaus und tagein, solange der Sommer währte, hatten sie dort gesessen, Großvater, um seine kalten Beine in der Sonne zu wärmen, und Stina Maria, um sich ein Spielstübchen zwischen den Steinen zu bauen und Großvater zu lauschen, wenn er von dem erzählte, was nur die Alten wissen. Von der Uldra, die ihr



Haar kämmt mit goldenem Kamm und hohl ist im Rücken; von den Alben, denen nahe zu kommen man sich hüten muß, denn ihr Hauch bringt Ausschlag und anderes Übel; vom Nöck, der im dunklen Fluß flötet, und vom Troll, der durch den dunklen

Wald tapst, und von den Unterirdischen, jenen, die man nicht bei Namen nennen darf. Von allen diesen sprachen Großvater und Stina Maria, wenn sie hinter dem Schafstall saßen, denn wer sehr alt ist auf Erden und wer sehr jung, begreift derlei besser als die anderen.

Zuweilen geschah es auch, daß Großvater einen Spruch hersagte, einen Spruch, der so alt war wie Kapelas alter Hof.

Tu, tu, tu,
Schafe weit und breit,
heut wie allezeit,
so groß ist die Himmelsweid’.

Und im Takt zu diesen Worten stieß Großvater seinen Stock auf den Boden, und am Schluß wies er damit hoch in die Luft, damit Stina Maria so recht sehen sollte, wie groß die Himmelsweide war, die Kapelas Schafe und Lämmer schützte.

Doch nun saßen Großvater und Stina Maria dort und weinten, denn es gab keine Schafe weit und breit, heut wie allezeit. Sie waren tot, jedes einzelne Schaf, jedes einzelne Lamm, und die Himmelsweide war nicht groß genug gewesen, sie vor dem Wolf zu schützen.

»Morgen hätten wir sie geschoren, falls sie am Leben geblieben wären«, sagte Stina Maria.

»Ja, morgen hätten wir sie geschoren«, sagte auch Großvater.

»Falls sie am Leben geblieben wären.«

Wenn man die Schafe auf Kapela schor, dann war das ein Freudentag, nicht gerade für die Schafe, aber für Großvater und Stina Maria und alles Gesinde auf dem Hof. Dann schleppte man den großen Waschzuber hinaus auf den Hang hinter dem Schafstall, dann holte man die Wollschere von der Wand im Wagenschuppen, und dann kam die Bäuerin auf Kapela mit den

hübschen roten Bändern, die sie selbst gewebt hatte, um damit den Schafen die Beine zu binden, so daß sie nicht davonlaufen konnten. Denn die Schafe fürchteten sich. Sie wollten nicht im großen Waschzuber geseift werden, sie wollten nicht mit roten Bändern geschnürt und gefesselt auf dem Hang liegen, sie wollten nicht, daß ihnen die kalte Schere durch das Fell fuhr, und sie wollten auch ihre warme, weiche Wolle nicht hergeben, damit die Leute auf Kapela Kleider für den Winter hatten. Am meisten ängstigten sich die Lämmchen. Sie blökten gar jämmerlich, wenn sie auf Großvaters Schoß lagen, und konnten nicht begreifen, warum sie geschoren werden sollten.

Es war nämlich Großvater, der die Schere führte, denn niemand schor so sicher wie er. Und während Großvater schor, hielt Stina Maria den Kopf des Lammes und sang, wie Großvater es sie gelehrt hatte:

Schu, schu, Lämmchen mein,
armes, armes Lämmchen klein.

Ach, die armen Lämmchen klein, nun war ihnen viel Schlimmeres widerfahren. Denn gewiß biß der Wolfsrachen grimmiger zu als die Wollschere, und gewiß war es ärger, im eigenen Blut zu baden, als in dem großen Waschzuber geseift zu werden.

»Ach, nie wieder werden wir wohl hier auf Kapela Schafe scheren«, sagte Stina Maria.

Doch das sollte sich zeigen...

Als Großvater abends in seine Kammer ging, merkte er, daß er seinen Stock vergessen hatte.

»Er muß wohl hinter dem Schafstall liegengeblieben sein«, sagte er zu Stina Maria. »Lauf du hin auf deinen flinken jungen Beinen und hol ihn mir.«

»Aber wir essen gleich«, sagte die Mutter. »Und wenn du etwas von der Grütze abhaben möchtest, dann mußt du dich schon sputen.«

Es ging bereits auf den Herbst zu, und jetzt am Abend, als Stina Maria lief, um den Stock zu holen, war es schon dämmerig draußen. Alles war ganz still, kein Lied und kein Laut waren zu hören. Es wurde Stina Maria so wunderbar ums Herz und auch recht bange. Sie mußte daran denken, was sie von der Uldra gehört hatte und vom Troll, von den Alben und vom Nöck und von den Unterirdischen. Und plötzlich war ihr, als sähe sie sie mit eigenen Augen. Die Ährengarben auf dem Felde, so struppig und düster, das waren ja die Trolle, die ihr entgegengetapst kamen auf zottigen Tatzen. Und die Nebelschwaden über der Wiese, gewiß waren das die Alben, die ihr sachte entgegenwallten, um ihr den Ausschlag anzuhauchen. Und die Uldra mit ihren wilden Augen, stand sie nicht dort drinnen im Wald und starrte dem Kind entgegen, das am Abend allein unterwegs war? Und was planten wohl die Unterirdischen, jene, die man nicht beim Namen nennen durfte?

Aber dort auf dem Hang hinter dem Schafstall, wo Großvater gesessen hatte, lag ja der Stock. Stina Maria hob ihn auf, und kaum spürte sie die glatte, runde Krücke in der Hand, schwand ihre Furcht dahin. Sie setzte sich auf einen großen Stein und sah über Feld und Wiese, über Wald und Gehöft. Und da sah sie, daß es ihr geliebter Kapelahof war, mit seinen Ährengarben auf den Feldern, die ihnen Brot geben würden, mit seinen wallenden Nebelschwaden über den Wiesen, mit seinem dunklen Wald und mit seinen blinkenden Fenstern, die das trauliche Herdfeuer jetzt erleuchtete. Das war ja ihr liebes Kapela, ihr Heim, und sie fürchtete sich nicht länger.

Ja, selbst der Stein, auf dem sie saß, war ein Teil von Kapela. »Fuchsstein«, so nannte ihn der Großvater, und darunter war

ein tiefes Loch in der Erde. Ein alter Fuchsbau sei es, hatte der Großvater gesagt, obwohl niemand auf Kapela sich daran erinnern konnte, daß dort je ein Fuchs gehaust hätte. Stina Maria dachte an den Fuchs, und sie dachte an den Wolf, aber Angst hatte sie nicht. Sie packte den Stock fester und stieß damit



auf den Boden, genau wie Großvater es tat, und dabei sagte sie den Spruch her, der so alt war wie Kapelas alter Hof.

Tu, tu, tu,
Schafe weit und breit,
heut wie allezeit,
so groß ist die Himmelsweid’.

Doch jetzt zu dieser Stunde geschah etwas. Ohne daß sie wußte, wie es zugegangen war, stand plötzlich ein kleines Männlein vor

ihr, grau wie die Dämmerung und schattengleich wie die Nebel-
schwaden. Und seine Augen waren so alt wie Erde und Steine,
seine Stimme so alt wie das Murmeln des Wassers im Fluß
und das Rauschen des Windes in den Bäumen. Und es sprach
zu ihr, leise, daß sie es kaum verstehen konnte.

»Ein Ende muß es haben«, raunte er. »Ein Ende mit dem Tu,
tu, tu und dem Klopfen über uns. Es muß ein Ende haben!«

Als er so raunte, begriff Stina Maria, daß einer der Unterirdischen
vor ihr stand. Und es packte sie ein Entsetzen, so groß, wie sie
es noch nie gekannt hatte. Sie konnte nicht sprechen und sich nicht
rühren, konnte nur ganz still auf dem Fuchsstein sitzenbleiben
und der raunenden Stimme lauschen.

»Schafe weit und breit, heut wie allezeit, die hast du nicht mehr.
Wir haben den Wolf gesehen, wie er sich des Nachts über sie
hermachte. Doch wenn du mir versprichst, mit diesem Tu, tu,
tu aufzuhören, dann will ich dir neue Schafe schenken.«

Stina Maria fürchtete sich so sehr, daß sie am ganzen Leibe
zitterte, aber als sie hörte, daß sie neue Schafe bekommen sollte,
da faßte sie sich ein Herz und flüsterte dem Grauen zu:

»Ist das wahr? Schenkst du mir neue Schafe?«

»Ja, wenn du mitkommst und sie dir holst«, sprach der Graue.

Und ehe Stina Maria wußte, wie ihr geschah, hatte der Graue
sie vom Fuchsstein gehoben und den Fels mit einem einzigen
Stoß beiseite gewälzt. Dann packte er sie beim Arm, und fort
ging es, geradewegs hinein in die dunkle Erde, durch einen Schacht,
so lang und schwarz wie die Nacht. Und Stina Maria dachte: Nie
habe ich einen solchen Fuchsbau gesehen. Es wird wohl mein
Tod sein.

Und dann war sie im Reich der Unterirdischen. Dort schlummern
die tiefen Dunkelwälder, die nie ein Windhauch streift, dort
wallt der Nebel schwer über dem weiten Dunkelwasser, das nie
die Sonne spiegelt, nie Mond oder Sterne, dort herrscht die

Urzeitfinsternis. Und dort hausen in Höhlen und Grotten die Unterirdischen. Jetzt wimmelten und wogten sie hervor aus ihren Schlünden und Gründen und scharten sich um Stina Maria gleich Schatten. Und der Graue, der sie herabgeholt hatte von der Erde, sprach zu ihnen:

»Schafe weit und breit, heut wie allezeit, die soll sie haben. Kommt, kommt herbei aus den Dunkelwäldern, ihr Lämmer und Schafe, so viel an der Zahl, wie der Wolf ihr stahl.«

Da hörte Stina Maria ein Klingen und Läuten von Glöckchen, und aus dem Wald gehüpft kamen in langer Reihe die Schafe und Lämmer. Nicht weiß wie die Kapelaschafe waren sie, sondern grau, und alle trugen ein goldenes Glöckchen am Ohr.

»Nimm sie mit und kehre heim nach Kapela«, sprach der Graue.

Und die Unterirdischen wichen zur Seite, um Stina Maria und ihren Schafen Platz zu machen. Doch eine Gestalt wich nicht zur Seite. Es war eine Frau. Ganz still stand sie vor Stina Maria. Und grau war auch sie und schattengleich und alt wie Erde und Steine. Und sie griff nach Stina Marias blonden Zöpfen und ließ sie durch ihre Hände gleiten.

»Blondkind, Lichttochter«, wisperte sie. »So ein Kind habe ich mir schon immer gewünscht.«

Und sie strich Stina Maria mit ihrer Schattenhand über die Stirn, und in dem Augenblick war alles aus ihrem Gedächtnis gelöscht, was ihr lieb und teuer gewesen war. Sonne, Mond und Sterne waren ihr versunken, die Stimme der Mutter vergessen und der Name des Vaters, der Geschwister entsann sie sich nicht mehr, die sie liebgehabt hatte, und nicht mehr des Großvaters, auf dessen Schoß sie gesessen. Das ganze Kapela war aus ihrer Erinnerung verschwunden. Das einzige, was sie wußte, war, daß die Schafe mit den goldenen Glöckchen ihr gehörten. Sie trieb sie zurück in den Dunkelwald, damit sie dort weideten, sie führte sie hinab zum Dunkelwasser, damit sie dort tranken,

und das kleinste Lämmchen nahm sie auf den Arm, wiegte es hin und her und sang dazu: »Schu, schu, Lämmchen mein, armes, armes Lämmchen klein.« Denn an diese Worte erinnerte sie sich noch. Und während sie so sang, war ihr, als sei sie selbst ein verirrttes Lämmchen klein, und sie weinte. Wer sie aber wirklich war, das wußte sie nicht mehr. Des Nachts schlief sie in der Grotte bei der Frau mit den Schattenhänden, und sie nannte sie Mutter. Und ihre Schafe und Lämmer nahm sie mit in die Grotte, damit sie neben ihr schliefen; in der Finsternis dort drinnen hörte sie gern die Glöckchen läuten.

Tage und Nächte verrannen. Monate und Jahre gingen dahin, und Stina Maria hütete ihre Schafe im Dunkelwald, sie träumte und sang am Dunkelwasser, und die Zeit verging.

Und über dem Reich der Unterirdischen lastete die Stille. Niemals hörte Stina Maria einen anderen Laut als ihre eigenen gesumnten Weisen, das leise Klingen der Glöckchen oder Vogelrufe aus dem Nebel, wenn sie ihre Herde hinableitete zum Dunkelwasser.

Und wieder einmal saß sie in dieser Stille, sah die Schafe trinken, ließ die Finger durch das Wasser gleiten und dachte an nichts. Da erscholl plötzlich ein Dröhnen, so gewaltig, daß die Luft über dem Dunkelwasser erbebte, und es erklang eine Stimme, so mächtig, daß sich die Bäume im Dunkelwald bogen, und weithin über das Reich der Unterirdischen hallten die Worte, die so alt waren wie Kapelas alter Hof.

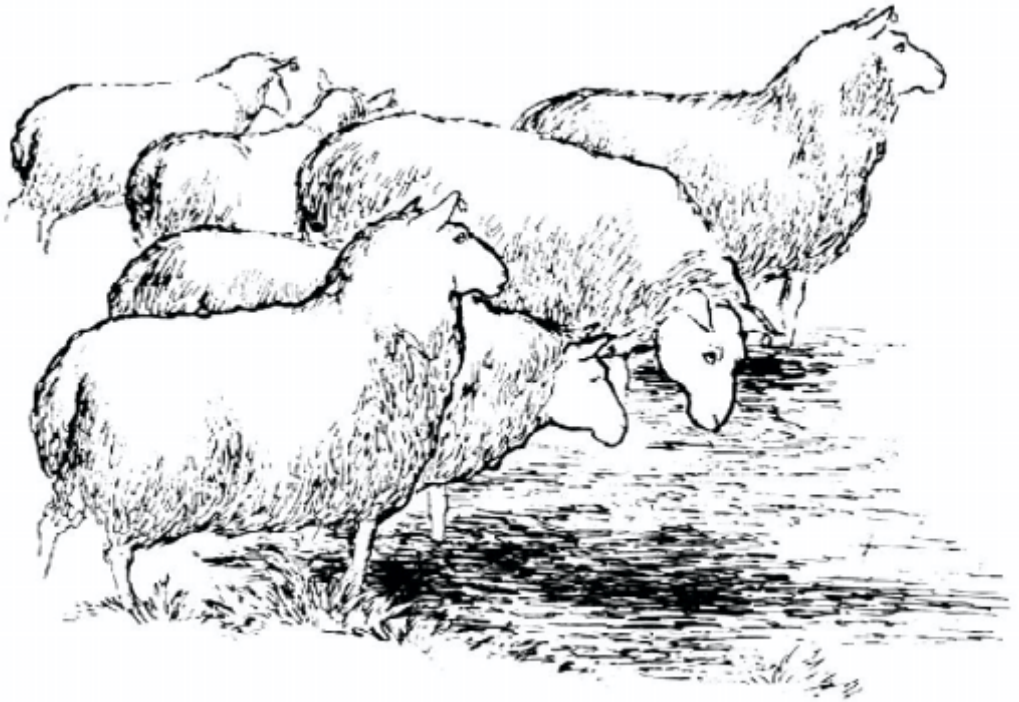
Tu, tu,tu,
Schafe weit und breit,
heut wie allezeit,
so groß ist die Himmelsweid’.

Stina Maria fuhr auf wie aus tiefem Schlaf.

»Ja, Großvater«, rief sie, »hier bin ich!«

Und jetzt fiel ihr alles wieder ein, jetzt erinnerte sie sich wieder. An Großvater und die Stimme der Mutter, an den Namen des Vaters und daran, wer sie selbst war und daß ihr Heim der Kapelahof war. Doch sie weilte ja bei den Unterirdischen, auch das wußte sie jetzt. Gefangen war sie dort, wo weder Sonne schien noch Mond noch Sterne, das wußte sie nun wieder. Da begann sie zu laufen. Und ihre Schafe und Lämmer folgten ihr, wie ein grauer Strom rann es durch den Dunkelwald.

Doch die Unterirdischen, die das Dröhnen gehört und die Stimme vernommen hatten, sie alle wimmelten und wogten nun hervor aus den Schlünden und Gründen. Sie tuschelten und zischelten erbost miteinander, und ihre Augen waren schwarz vor Zorn.



Und alle starrten auf Stina Maria, und ein Murneln hob an, und sie wiesen mit Fingern auf sie. Der Graue, der sie herabgeholt hatte von der Erde, nickte.

»Laßt sie schlafen im Dunkelwasser«, raunte er. »Ruhe finden wir nicht, solange ihr Geschlecht auf Kapela wohnt. Laßt sie schlafen im Dunkelwasser.«

Und sofort scharten sich die Unterirdischen um Stina Maria gleich Schatten. Und sie griffen sie und führten sie hinab zum Wasser, wo der Nebel hauste.

Aber die Frau, die Stina Maria Mutter genannt hatte, schrie auf, und nie zuvor hatte bei den Unterirdischen jemand so geschrien.

»Mein Blondkind, meine Lichttochter!« schrie sie.



Sie drängte die anderen zur Seite und schlang ihre Schattenarme um Stina Maria, und als sie in die Runde starrte, waren ihre Augen schwarz vor Zorn, und ihre Stimme war heiser, als sie rief:

»Ich allein und kein anderer bettet mein Kind zur Ruhe, wenn die Zeit gekommen ist.«

Und sie hob Stina Maria auf und trug sie auf ihren Armen zum Wasser. Die Schar der Unterirdischen aber blieb lauern zurück.

»Komm, komm, Blondkind mein«, flüsterte sie, »komm, gleich schläfst du ein.«

Über dem Dunkelwasser lag schwer der Nebel. Jetzt warf er seine Schleier über Stina Maria und die Frau, die sie trug. Doch Stina Maria sah das Wasser unter sich blinken, und da weinte sie und dachte: Schu, schu, Lämmchen klein, niemals kehrst du wieder heim.

Da strich ihr die Frau, die sie Mutter genannt hatte, mit der Schattenhand über die Wange und flüsterte ihr zu:

»Blondkind mein, folg der Herde dein!«

Und plötzlich war Stina Maria allein im Nebel. Nicht die Hand vor Augen konnte sie sehen, doch sie hörte die goldenen Glöckchen klingen und folgte ihrem Schall. Und das Klingen geleitete sie durch Finsternis und Nebel, und sie kannte nicht Weg noch Steg und wußte nicht, wohin sie ging.

Nachdem sie lange gewandert war, spürte sie Gras unter den Füßen, kurzes Gras wie auf einer Weide, wo Schafe gegrast haben.

Wo ich bin, weiß ich nicht, dachte Stina Maria, aber solch Gras wächst daheim auf der Weide.

In demselben Augenblick sank der Nebel zu Boden, und da erblickte sie den Mond. Es war der Mond über Kapela, er stand genau über dem Dachfirst des Schafstalles. Und auf dem Fuchsstein saß der Großvater mit dem Stock in der Hand.



»Wo steckst du denn so lange?« sagte Großvater. »Spüte dich, noch ist die Grütze warm.«

Doch dann schwieg er still. Denn jetzt sah er die Schafe, alle die hübschen weißen Schafe mit ihren kleinen, rundlichen Lämmchen, die im Mondschein grasten. Ja, er sah sie klar und deutlich vor sich und hörte die allerhellsten Glöckchen von der Wiese herüberläuten. »Gott steh mir altem Mann bei«, rief Großvater. »Es läutet mir in den Ohren, und meine Augen sehen die Schafe, die der Wolf gerissen hat.«

»Es sind nicht die Schafe, die der Wolf gerissen hat«, sagte Stina Maria.

Da las er in ihren Augen, woher sie gekommen war, denn wer bei



den Unterirdischen geweiht hat, dem steht es im Gesicht geschrieben das Leben lang. Nur ein kleines Weilchen ist man dort, nur so lange bis die Grütze gar gekocht und der Mond über den Dachfirst des Schafstalls gestiegen ist, und doch steht es einem im Gesicht geschrieben das Leben lang.

Großvater schloß Stina Maria in seine Arme und zog sie auf den Schoß.

»Schu, schu, Lämmchen mein«, murmelte er. »Wie lange warst du denn fort, mein armes, armes Lämmchen klein?«

»Monate und Jahre war ich fort«, sagte Stina Maria. »Und wenn du nicht gerufen hättest, dann wäre ich jetzt noch dort.«

Großvaters alte Augen leuchteten, als er die Schafe betrachtete. Er



zählte sie, und es waren so viele, wie der Wolf ihnen gestohlen hatte. »Es sieht so aus, als sollten wir wieder Schafschur halten auf Kapela«, sagte er schließlich zu Stina Maria. »Es sieht so aus, als müßte ich noch heute abend die Wollschere wetzen. Falls nun diese Mondscheinschafe wirklich dir gehören.«

»Gewiß gehören sie mir«, sagte Stina Maria. »Jetzt sind sie weiß, aber vorher waren sie grau, und ich bekam sie von...«

»Still!« rief Großvater.

»Von jenen, die man nicht bei Namen nennen darf«, sagte Stina Maria.

Der Mond stieg höher und höher über den Schafstall, er schien auf den Angerund Kapelas Schafe und Lämmer. Großvater faßte seinen Stock fester und stieß ihn auf den Boden.

»Tu, tu, tu...«

»Still!« rief Stina Maria.

Und dann flüsterte sie ihm den Spruch ins Ohr, der so alt war wie Kapelas alter Hof.

Tu, tu, tu,
Schafe weit und breit,
heut wie allezeit,
so groß ist die Himmelsweid'.

Im Wald sind keine Räuber

Im Wald sind keine Räuber!« schrie Peter und lief die Treppe zu Großmutter weißem Haus hinauf. »Im Wald sind keine Räuber! «

Er war draußen gewesen und hatte mit Janssons Jungen gespielt. Aber nun fing es an, dunkel zu werden, und es war bestimmt schon eine halbe Stunde vergangen, seit Großmutter ihren Kopf zum Fenster hinausgesteckt und ihn gerufen hatte.

Peter schwang sein Holzschwert und feuerte seine Platzpatronenpistole ab. Bei Großmutter war es lustig, und mit den Jungen von Janssons zu spielen, machte viel mehr Spaß, als mit den Jungen zu Hause zu spielen.

»Im Wald sind keine Räuber...«

In der Küche war Großmutter nicht.

»Im Wald sind keine Räuber...«

Im Wohnzimmer war sie auch nicht. Hinter den Klappen des Kachelofens brannte ein Feuer. Im Zimmer war kein Licht. In allen Ecken war es dunkel. Großmutter Schaukelstuhl stand neben dem Nähtischchen. Auf dem Sofa lag »Tausendundeine Nacht« noch genauso aufgeschlagen, wie Peter es verlassen hatte, als die Jungen von Janssons ihn abgeholt hatten.

»Im Wald sind keine Räuber...«

Peter stieß das Holzschwert ins Sofa, und eine kleine weiße Feder kroch aus der Füllung hervor.

»Im Wald sind keine Räuber...«

Hinten in der Ecke stand das Puppenhaus, das Mama gehört hatte,

als sie klein war. Es war ein sehr schönes Puppenhaus, da gab es unten eine Küche und ein Eßzimmer und im oberen Stockwerk ein Schlafzimmer und einen Salon. Im Salon saß eine kleine Puppe, die ein blaues Kleid anhatte. Sie hieß Mimmi.

Peter zielte mit seiner Platzpatronenpistole auf Mimmi und schrie wieder:

»Im Wald sind keine Räu-be-e-er!«

Da stand Mimmi von ihrem Stuhl auf und ging auf Peter zu.

»Da hast du aber gelogen«, sagte sie. »Im Wald sind *doch* Räuber!«

Sie sah so böse aus, daß Peter fast vergaß, erstaunt zu sein.

Denn *eigentlich* war es ja ein bißchen merkwürdig, daß eine Puppe sprechen konnte. So etwas gab es nur in Märchen und Geschichten. Peter beschloß, näher darüber nachzudenken, wenn er Zeit hatte. Jetzt hatte er keine Zeit, denn Mimmi wackelte mit den Augenbrauen und sagte:

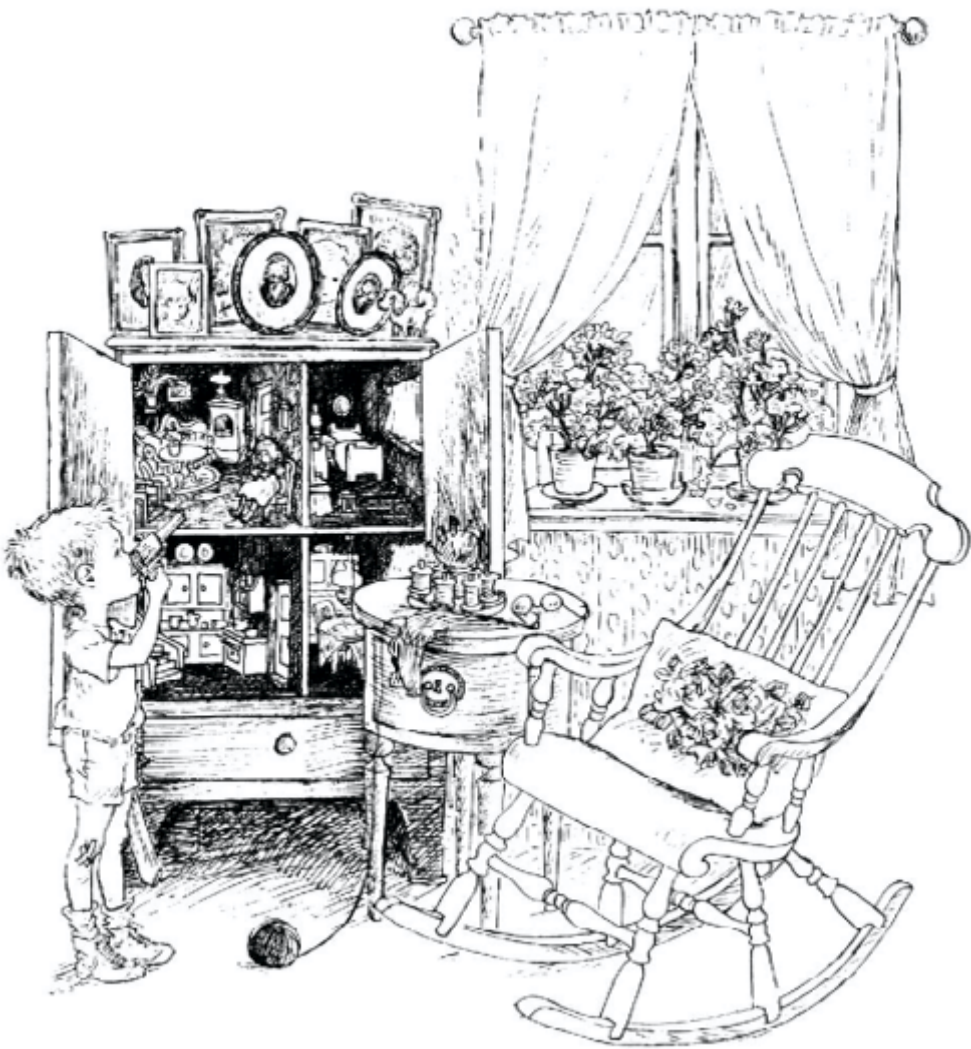
»Du rennst hier herum und schreist, daß im Wald keine Räuber sind, und dabei wimmelt es dort nur so von Räu-bern. Komm her und guck durch mein Schlafzimmerfenster. Dann sollst du mal sehen!«

Sie nahm Peter bei der Hand und führte ihn aus dem Salon ins Schlafzimmer. Peter beschloß, näher darüber nachzudenken - sobald er Zeit hatte -, wie es möglich war, daß er ins Puppenhaus paßte. Jetzt hatte er keine Zeit, denn Mimmi zog ihn zum Fenster.

»Guck vorsichtig durch die Gardinen, damit Fiolito dich nicht sieht«, sagte sie.

Peter guckte sehr vorsichtig. *Eigentlich* hätte er nichts anderes sehen dürfen als Großmutter's Schaukelstuhl und das Nähtischchen, als er durch das Schlafzimmerfenster vom Puppenhaus sah. Aber er sah etwas ganz anderes. Einen dunklen Wald sah er nämlich. Und hinter einem der vordersten Bäume stand ein Kerl mit schwarzem Schnurrbart in Schlapphut und Pelerine.

»Was sagst du nun?« fragte Mimmi triumphierend. »Ist das etwa kein Räuber? Das nächste Mal denk erst nach, bevor du so unüberlegt drauflosredest.«



»Ist das da - ist das Fiolito?« fragte Peter.

»Darauf kannst du dich verlassen«, sagte Mimmi. »Fiolito, der Räuberhauptmann. Er hat vierzig Räuber, die ihm auf den kleinsten Wink gehorchen.«



Und jetzt sah Peter fast hinter jedem Baum einen Räuber stehen.

»Hast du die Türen abgeschlossen?« fragte er besorgt.

»O ja, ich bin ja nicht ganz blöd!« sagte Mimmi. »Das ist doch klar, daß ich die Türen abgeschlossen habe. Ein einsames, elternloses Mädchen in einem Haus, voll mit echten Perlen! *Natürlich* hab ich die Türen abgeschlossen!«

»Hast du so viele echte Perlen?« fragte Peter verwundert.

»Voll, alles voll«, sagte Mimmi. »Guck mal hier.«

Sie zeigte auf eine Perlenkette, die in zwei Reihen um ihren Hals lag. Sie bestand aus roten, grünen, blauen und weißen Perlen. Als Peters Mama sieben Jahre alt und noch Großmutterns kleines Mädchen gewesen war, hatte sie einmal in einem Spielzeuggeschäft für zehn Öre einen Beutel Glasperlen gekauft und sie selbst zu dieser Halskette für Mimmi aufgezogen. Peter hatte die Geschichte viele Male gehört. *Eigentlich* konnte man also nicht sagen, daß es echte Perlen waren, dachte er.

»Perlen von unschätzbarem Wert - jawohl, so ist es«, sagte Mimmi. »Und hinter denen ist Fiolito her, verstehst du?« Peter war sehr besorgt. Mimmi aber sah nicht ein bißchen ängstlich aus.

»Ist egal. Jetzt gehen wir hinunter in die Küche und kochen uns Kakao«, sagte sie.

Eine Treppe führte nach unten. Mimmi schwang ein Bein über das Geländer und rutschte hinunter. Mit einem Plumps landete sie auf dem Fußboden des Eßzimmers. Peter rutschte hinterher.

Eine Weile später saßen sie am Küchentisch und tauchten Milchbrötchen in den Kakao.

»Möchtest du noch ein Brötchen haben?« fragte Mimmi.

In dem Augenblick hörten sie, wie sich jemand an die Küchentür heranschlich.

»Fiolito«, flüsterte Mimmi und warf ihre Kakaotasse um. Jetzt sah sie ängstlich aus.

»Bist du sicher, daß die Tür abgeschlossen ist?« flüsterte Peter. Sie sahen, wie der Türgriff heruntergedrückt wurde, und hörten, wie jemand an der Tür rüttelte. Aber die Tür ging nicht auf.

»Haha, hast du dir so gedacht«, sagte Mimmi zufrieden.

Sie hörten schleichende Schritte, die sich entfernten. Und sie liefen zum Küchenfenster. Draußen im Wald war es jetzt ganz dunkel.

Aber die Räuber hatten ein Lagerfeuer gemacht, das einen unheimlichen Schein verbreitete.

»Die wollen sicher die ganze Nacht warten«, sagte Mimmi.
»Schieß einmal mit deiner Platzpatronenpistole, damit wir sehen, ob sie Angst bekommen.«

Peter öffnete das Küchenfenster und schoß in die Dunkelheit hinein. Peng! Es hörte sich schauerlich an. Alle Räuber sprangen vom Lagerfeuer auf und machten wilde Gesichter. Mimmi beugte sich aus dem Fenster.

»So«, schrie sie, »jetzt weißt du, was du zu erwarten hast, Fiolito! Dieser Herr hier« - sie zeigte auf Peter - »dieser Herr wird mich bis zum letzten Blutstropfen verteidigen!«

Sie nahm Peter bei der Hand.

»Nicht wahr, das wirst du doch?« fragte sie aufgeregt.

Peter nickte. Ja, bis zum letzten Blutstropfen, es blieb ihm nichts anderes übrig. Mit einem Knall schloß Mimmi das Küchenfenster. Sie gähnte.

»Das beste ist, wir versuchen, ein bißchen zu schlafen«, sagte sie.

»Aber zuerst werde ich die Perlenkette verstecken, falls...«

»Falls - was?« fragte Peter.

»Falls Fiolito kommt, wenn wir schlafen«, sagte Mimmi. Sie sah nachdenklich aus.

»Ich hab's«, sagte sie schließlich. »Komm, ich zeig's dir!«

Auf dem Tisch im Salon stand ein Blumentopf. Darin wuchs eine Azalee. Mimmi hob die Blume mit all der Erde, die an den Wurzeln saß, hoch und legte ihre Halskette auf den Boden des Blumentopfes. Dann setzte sie die Azalee wieder darauf.

»Jetzt kann er suchen, Herr Hohlkopf Fiolito«, sagte sie. »Ich wette, daß er nie auf den Gedanken kommt, sie in einem so guten Versteck zu suchen. Dazu ist er sicher zu dumm.«

Sie gähnte noch einmal und lief ins Schlafzimmer. Dort warf sie sich auf das eine Bett. Peter legte sich auf das andere. Sein

Schwert und seine Platzpatronenpistole hatte er bei sich im Bett.
Wer weiß, wann er sie brauchte!

»Es ist zu warm hier«, sagte Mimmi. »Ich muß das Fenster aufmachen.«

»Ja, aber - Fiolito«, sagte Peter warnend.

»Ach, der kann doch nicht ins obere Stockwerk hinaufklettern«,
sagte Mimmi und riß das Fenster sperrangelweit auf.

Die frische, kühle Nachtluft war herrlich. Peter wollte gerade
einschlafen, da richtete sich Mimmi plötzlich kerzengerade in
ihrem Bett auf.

»Hast du gehört?« flüsterte sie.

Da hörte Peter draußen an der Wand ein tastendes Geräusch.
Gleichzeitig stürzten Mimmi und Peter zum Fenster. Und da



draußen, da standen all die vierzig Räuber aufeinandergestapelt. Ganz obenauf stand Fiolito. Sein langer Schnurrbart hing schon auf dem Fenstersims.

Da schwang Peter sein Schwert und schlug es Fiolito so auf den Schädel, daß ihm der Schlapphut herunterfiel. Und dann gab es ein entsetzliches Gepolter. Das waren die vierzig Räuber, die durcheinanderpurzelten.

Alle außer Fiolito. Der ließ das Fenstersims nicht los. Im Gegenteil. Er zog sich höher und höher, und schließlich steckte er ein langes Bein ins Schlafzimmer. Und dann lachte er - einfach fürchterlich! Ungefähr so:

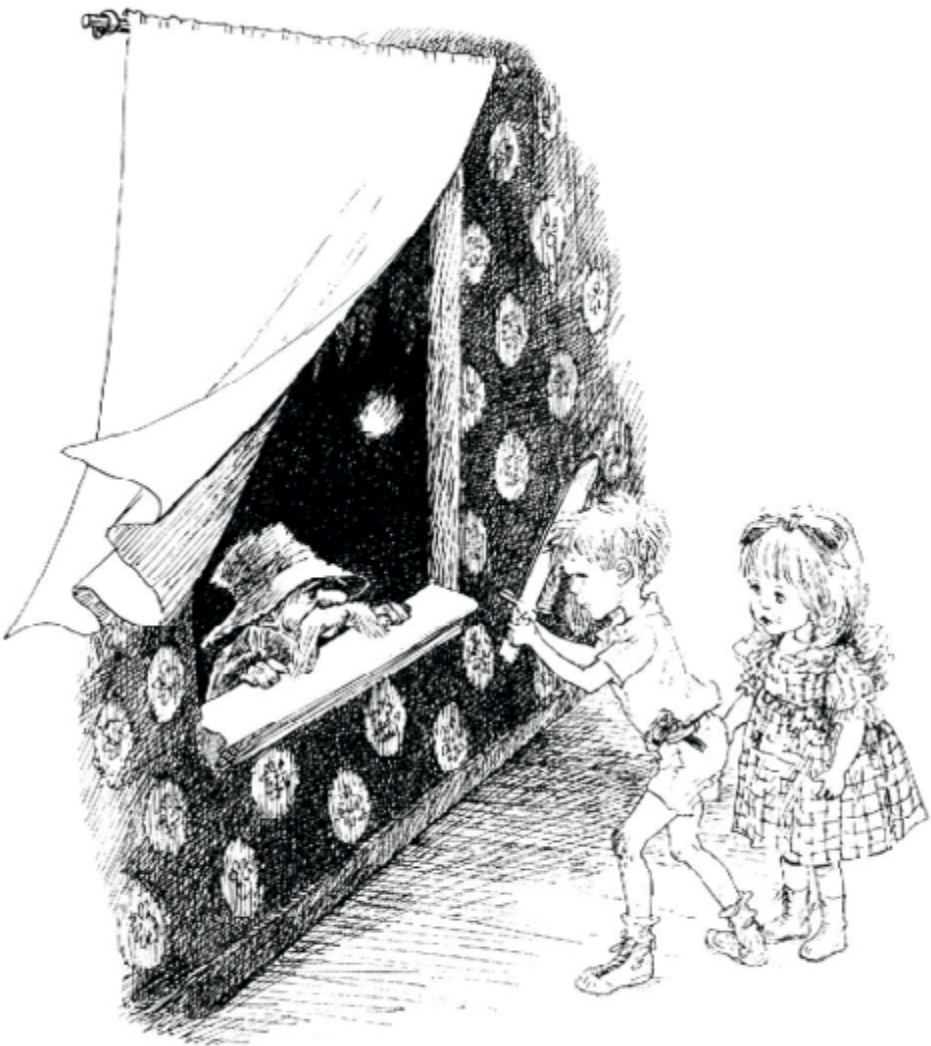
»HA HA HA!«

»Schnell raus in den Salon!« schrie Mimmi Peter zu. Und gerade als Fiolito das andere Bein über das Fensterbrett zog, schlugen Mimmi und Peter die Tür zwischen Schlafzimmer und Salon zu. Mimmi drehte den Schlüssel im Schloß herum.

»Wir müssen auch noch die Möbel vor die Tür schieben«, sagte sie. Sie hörten schon, wie Fiolito mit aller Kraft am Türgriff rüttelte. Und sie beeilten sich, die Kommode vor die Tür zu schleppen und alle Stühle, die im Zimmer standen, obendrauf zu stapeln. Sie konnten hören, wie Fiolito da draußen knurrte, während er gegen die Tür schlug. Und leider war die Tür weder besonders dick noch besonders stark. Sie gab nach. Die Kommode rutschte zur Seite, und Fiolito steckte seinen gräßlichen Schnurrbart durch den Spalt. Da prasselten sämtliche Stühle auf seinen Kopf herunter.

»Wenn ich nicht so große Angst hätte, würde ich mich totlachen«, sagte Mimmi.

Mutig stellte sich Peter mit hoch erhobenem Schwert vor sie hin. Er brauchte nicht lange zu warten, bis Fiolito auf ihn zusprang. Fiolito hatte auch ein Schwert.



»Wehe dir, Unglücklicher!« schrie er Peter mit seiner heiseren Räuberstimme zu und hob sein Schwert.

»Wehe dir selbst, du Blödmann!« sagte Mimmi und machte Fiolito eine lange Nase.

Das wurde ein Kampf. Vierzehnmals trieb Fiolito Peter im heftigsten Gefecht durch den Salon. Schließlich geschah das Entsetzliche. Fiolito schlug Peter das Schwert aus der Hand, so daß es auf den Fußboden fiel. Und sofort setzte Fiolito seinen Fuß darauf.

»Geh nach Hause und leg dich schlafen, Fiolito«, sagte Mimmi wütend. »Warum kommst du überhaupt her und machst Streit? Die Perlenkette bekommst du ja doch nicht!«

»HA HA HA!« lachte Fiolito, fürchterlicher als je zuvor. »Wollen wir doch mal sehen! - Wollen wir doch mal sehen!«

Und dann fing er an zu suchen. Mimmi und Peter setzten sich auf das Fensterbrett, um zuzusehen.

»Er findet sie *niemals*«, flüsterte Mimmi Peter zu.

Fiolito suchte in der Kommode, und er suchte unter dem Teppich, und er suchte hinter den Kissen auf dem Sofa, und er suchte auf der Lampe, und er suchte hinter den Bildern, und er suchte im Kamin. Aber im Blumentopf suchte er nicht. Denn wie hätte er sich denken sollen, daß da eine Kette lag?

Schließlich suchte er im ganzen übrigen Haus, und Mimmi und Peter liefen neben ihm her und guckten zu und kicherten, als sie sahen, an was für dummen Stellen er suchte.

»Wenn ich so dumm wäre wie du, Fiolito«, sagte Mimmi, »würde ich mich an meinem eigenen Schnurrbart aufhängen!«

Da wurde Fiolito wütend, ja, er wurde so wütend, daß er sich nach etwas umsah, womit er nach Mimmi schmeißen konnte. Sie waren jetzt wieder im Salon, denn Fiolito wollte nachsehen, ob die Perlenkette vielleicht an einem Nagel drinnen im Kamin hing. Hier war es also, wo er so wütend auf Mimmi wurde. Und das einzige, was er fand, um damit nach Mimmi zu schmeißen, war der Blumentopf. Er hob ihn hoch über seinen Kopf. Peter und Mimmi schrien vor Entsetzen auf - natürlich nur, weil sie an die Halskette dachten.



Fiolito warf mit dem Blumentopf nach Mimmi: Aber sie sprang zur Seite. Krachend fiel der Topf zu Boden und ging kaputt. Und da, da lag die Perlenkette!

»HA HA HA!« lachte Fiolito, als er sie entdeckte. »Ich hab sie! Endlich!«

Und dann nahm er Mimmis kostbare Halskette mit seinen gräßlichen Räuberfingern. Und Peter konnte nicht das geringste tun, um ihn daran zu hindern.

»HA HA HA!« lachte Fiolito immer noch, als er aus dem Schlafzimmerfenster kletterte. Die vierzig Räuber hatten sich wieder aufeinandergestapelt, damit Fiolito hinunterklettern konnte. Mimmi lief zum Fenster. Sie streckte die Hand aus und zog Fiolito an seinem Schnurrbart. Fiolito konnte sich nicht wehren, nur ein bißchen mit den Beinen strampeln; denn es tat natürlich weh. Und da purzelten alle vierzig Räuber wieder durcheinander und blieben in einem großen Knäuel unter dem Fenster liegen.

Aber die Perlenkette, ach, die Perlenkette, die hatte Fiolito! Und mit ihr und all seinen vierzig Räubern verschwand er tief in den dunklen Wald.

»Bist du sehr traurig wegen deiner Kette?« fragte Peter.

Da klatschte sich Mimmi auf den Bauch und schüttelte sich vor Lachen.

»Die Perlenkette, die Fiolito hat, ist nicht mehr wert als zehn Öre. Dafür kriegt man sie in jedem beliebigen Spielzeugladen. Das ist nur eine Imitation. Die echte Perlenkette habe ich hier.«

Sie ging zum Salonfenster, wo noch ein Blumentopf stand, in dem eine Pelargonie wuchs. Sie hob die Pelargonie heraus und nahm eine Halskette hervor. Sie hatte rote und grüne und blaue und weiße Perlen. Sie sah genauso aus wie die, die Fiolito gestohlen hatte.

Da fiel Peter ein, daß seine Mama gesagt hatte, daß sie *zwei*



Perlenketten für Mimmi aufgezogen hatte. Damals, als sie sieben Jahre alt und Großmutter's kleines Mädchen gewesen war. Es waren ja so viele Perlen in dem Beutel gewesen.

»Perlen von unschätzbarem Wert«, sagte Mimmi und legte sich die Kette zweimal um den Hals. Dann guckte sie Peter an.

»So ein Dummkopf!« sagte sie. »Es sind *doch* Räuber im Wald! Und wie viele! Merk dir das fürs nächste Mal!«

Eine Tür wurde geöffnet. Es war Großmutter, die ins Wohnzimmer kam. Sie machte Licht. Hinten beim Puppenhaus saß Peter und guckte zu Mimmi hinein, der kleinen Puppe im blauen Kleid, mit der seine Mama so oft gespielt hatte, als sie noch klein war.



Nils Karlsson-Däumling

Bertil stand am Fenster und guckte hinaus. Es begann dunkel zu werden. Neblich, kalt und unfreundlich sah es auf der Straße aus.

Bertil wartete auf Papa und Mama. Er wartete so schrecklich, daß sie eigentlich schon an der Straßenlaterne hätten auftauchen müssen, nur weil er so darauf wartete. An der Laterne sah er sie immer zuerst. Mama kam meistens ein wenig früher als Papa. Aber natürlich konnte keiner von beiden kommen, bevor in der Fabrik Feierabend war.

Jeden Tag gingen Papa und Mama in die Fabrik. Bertil blieb dann den ganzen Tag allein zu Hause. Mama stellte ihm etwas zu essen hin, damit er etwas hatte, wenn er hungrig wurde. Wenn Mama dann heimkam, gab es Mittagessen. Allein zu essen machte kein bißchen Spaß.

Überhaupt war es sehr, sehr traurig, den ganzen Tag allein in der Wohnung zu sein, ohne mit jemandem reden zu können. Natürlich konnte er auf den Hof gehen und dort spielen; aber jetzt im Herbst war das Wetter schlecht, und keine Kinder waren draußen.

Oh, wie verging die Zeit doch langsam! Er wußte nicht, was er anfangen sollte. Seine Spielsachen waren ihm schon längst langweilig. So viele hatte er übrigens gar nicht. Alle Bücher, die es im Haus gab, hatte er von vorn bis hinten angesehen. Lesen konnte er noch nicht. Er war erst sechs Jahre alt.

Es war kalt im Zimmer. Papa heizte am Morgen den Kachelofen,

aber jetzt am Nachmittag war beinahe alle Wärme verfliegen. Bertil fror. In den Winkeln wurde es dunkel. Aber er machte kein Licht an. Wozu? Es gab ja doch nichts, was er tun könnte. Alles war so überaus traurig, daß er beschloß, sich auf sein Bett zu legen und ein wenig darüber nachzudenken, wie traurig es eigentlich war.

Immer war er nicht allein gewesen. Früher hatte er eine Schwester gehabt. Sie hieß Märta. Aber eines Tages kam sie aus der Schule und war krank. Sie war eine ganze Woche lang krank. Und dann starb sie. Die Tränen begannen zu laufen, als er daran dachte und daran, wie allein er nun war.

Und gerade in diesem Augenblick hörte er es: Er hörte kleine, trippelnde Schritte unter dem Bett.

Spukt es hier? dachte Bertil und beugte sich über die Bettkante,



um nachzugucken. Und da sah er ein kleines, wunderliches Ding. Dort unter dem Bett stand ein - ja, es war genau wie ein gewöhnlicher kleiner Junge. Nur war dieser Junge nicht größer als ein Daumen.

»Hallo«, sagte der kleine Junge.

»Hallo«, sagte Bertil ein wenig verlegen.

»Hallo, hallo«, sagte der Kleine.

Danach war es eine Weile still.

»Was bist denn du für einer?« fragte Bertil. »Und was machst du unter meinem Bett? «

»Ich heiße Nils Karlsson-Däumling«, antwortete der kleine Junge.

»Und ich wohne hier. Na ja, natürlich nicht genau unter deinem Bett, sondern ein Stockwerk tiefer. Du kannst den Eingang dort in der Ecke sehen.«

Und dabei zeigte er auf ein großes Mauseloch, das unter Bertils Bett war.

»Wohnst du schon lange hier?« fragte Bertil den Jungen.

»Nein, erst seit ein paar Tagen«, sagte der kleine Junge. »Vorher hab ich unter einer Baumwurzel im Wald gewohnt. Aber du weißt ja, wenn es Herbst wird, hat man genug vom Lagerleben und möchte gern in die Stadt. Ich hatte großes Glück und konnte dies Zimmer hier von einer Maus mieten, die zu ihrer Schwester nach Södertälje ziehen wollte. Sonst ist es ja schwer, eine Kleinstwohnung zu finden, wie du wohl weißt.«

Ja, davon hatte Bertil schon gehört.

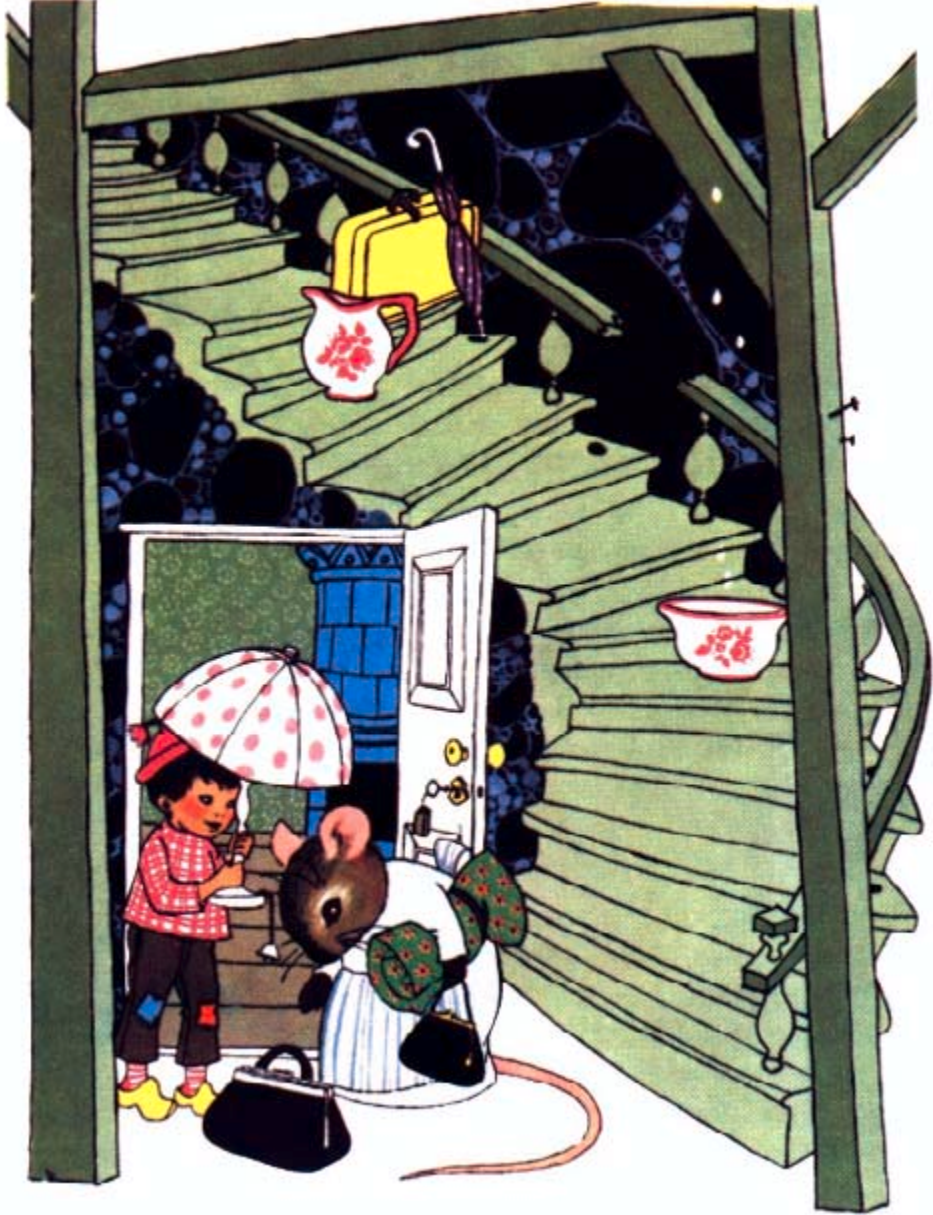
»Ich habe natürlich unmöbliert gemietet«, erklärte der Däumling.

»Das ist am besten. Jedenfalls wenn man eigene Möbel hat«, fügte er nach einer Pause hinzu.

»Hast du denn welche?« fragte Bertil.

»Nein, das ist es ja gerade, ich habe keine«, sagte der Däumling und sah bekümmert aus. Er schüttelte sich.

»Hu, es ist so kalt unten bei mir«, sagte er. »Aber das ist bei



dir hier oben ja auch nicht anders.«

»Ja, wahrhaftig«, sagte Bertil, »ich friere wie ein Hund.«

»Einen Kachelofen habe ich«, sagte der Däumling. »Aber kein Holz. Heutzutage ist Holz so teuer.«

Er schlug die Arme um sich, um warm zu werden. Dann sah er Bertil mit großen klaren Augen an.

»Was treibst du tagsüber?« fragte er.

»Eigentlich nichts Besonderes«, sagte Bertil. »Tatsächlich überhaupt nichts Besonderes.«

»Genau wie ich«, sagte der Däumling. »Es ist ziemlich langweilig, allein zu sein. Findest du nicht auch?«

»Schrecklich langweilig«, sagte Bertil.

»Willst du ein bißchen zu mir runterkommen?« fragte der Däumling eifrig.

Bertil fing an zu lachen: »Glaubst du denn wirklich, daß ich durch das Loch da hindurchkomme?«

»Das ist die einfachste Sache von der Welt«, sagte der Däumling.

»Du drückst nur auf den Nagel, den du dort neben dem Loch siehst, und dann sagst du ›Killevipps‹. Dann bist du genauso klein wie ich.«

»Ist das sicher?« fragte Bertil. »Aber werde ich auch wieder groß, bevor Papa und Mama nach Hause kommen? «

»Aber ja«, sagte der Däumling. »Dann drückst du nur wieder auf den Nagel und sagst noch einmal ›Killevipps‹.«

»Ulzig«, sagte Bertil. »Kannst du auch so groß werden wie ich?«

»Nein, das kann ich nicht«, sagte der Däumling. »Leider. Aber es wäre schön, wenn du ein bißchen zu mir runter kämst.«

»Also los«, sagte Bertil.

Er kroch unter das Bett, drückte den Zeigefinger auf den Nagel und sagte: »Killevipps.«

Und tatsächlich! Da stand er vor dem Mauseloch, genauso klein

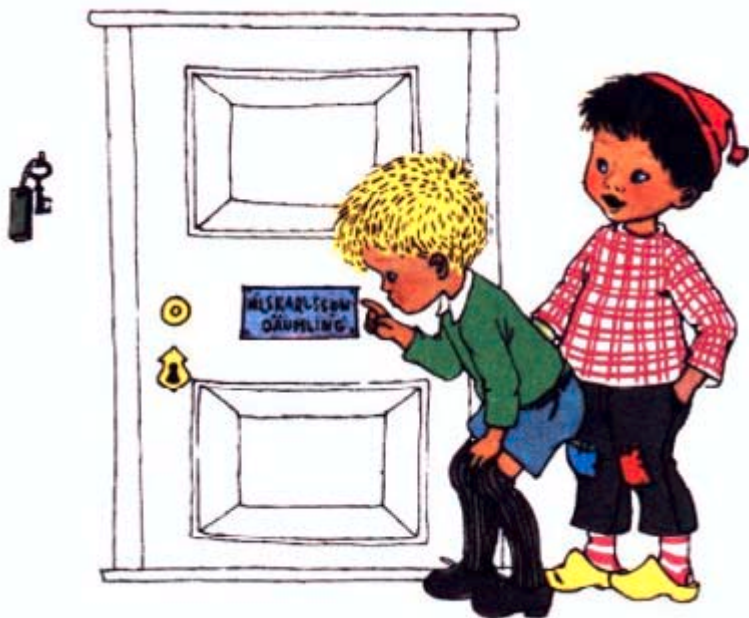
wie der Däumling.

»Übrigens, ich heiße Nisse«, sagte der Däumling und streckte Bertil die Hand entgegen. »Komm, wir gehen zu mir runter!« Bertil fühlte, es war etwas unglaublich Spannendes und Merkwürdiges, was hier passierte. Er brannte richtig vor Neugierde, in das dunkle Loch zu gehen.

»Vorsichtig auf der Treppe«, sagte Nisse. »Das Gelände ist an einer Stelle kaputt.«

Bertil stieg mit behutsamen Schritten eine kleine Steintreppe hinab. Kaum zu glauben, er hatte nicht gewußt, daß hier eine Treppe war! Sie endete vor einer geschlossenen Tür.

»Warte, ich mach Licht an«, sagte Nisse und knipste an einem Schalter. An der Tür hing eine Visitenkarte. »Nils Karlsson-Däumling« stand sehr ordentlich darauf. Dann öffnete er die Tür und knipste an einem anderen Schalter. Bertil ging hinein.



»Hier sieht es nicht sehr einladend aus«, entschuldigte sich Nisse.

Bertil guckte sich um. Es war ein kleines kahles Zimmer mit einem Fenster und einem blau angemalten Kachelofen in der einen Ecke. »Ja, es könnte freundlicher sein«, gab er zu. »Wo schläfst du denn nachts?«

»Auf dem Fußboden«, sagte Nisse.

»Oh, ist das nicht kalt?« sagte Bertil.

»Und ob! Darauf kannst du dich verlassen. Es ist so kalt, daß ich jede Stunde aufstehen und herumrennen muß, damit ich nicht erfriere.«

Nisse tat Bertil wirklich sehr leid. Er brauchte nachts wenigstens nicht zu frieren. Plötzlich hatte er einen Einfall.

»Bin ich dumm!« sagte er. »Holz kann ich doch besorgen!«

Nisse packte ihn heftig am Arm.

»Glaubst du, daß du das kannst?« fragte er eifrig.

»Natürlich«, sagte Bertil. Dann sah er ein wenig bekümmert aus.

»Das Schlimme ist nur, ich darf keine Streichhölzer anstecken«, sagte er.

»Das macht nichts«, versicherte Nisse ihm. »Wenn du Holz besorgst - anzünden werde ich es schon.«

Bertil rannte die Treppe hinauf, drückte auf den Nagel und - hatte vergessen, was er sagen sollte.

»Wie hieß das, was ich sagen sollte?« schrie er zu Nisse hinunter.

»Killevipps natürlich«, rief Nisse.

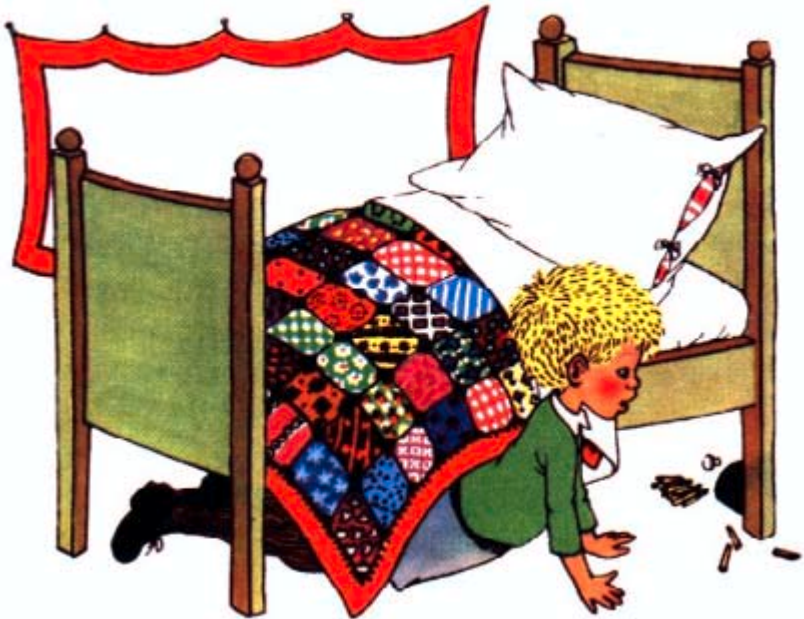
»Killevipps natürlich«, sagte Bertil zu dem Nagel. Nichts geschah.

»Ach, du mußt natürlich nur Killevipps sagen!« rief Nisse von unten herauf.

»Nur Killevipps«, sagte Bertil. Nichts geschah.

»Oh, oh«, schrie Nisse, »du darfst nichts anderes als Killevipps sagen!«

Da begriff Bertil endlich, und er sagte »Killevipps« und wurde



wieder groß, und das ging so rasch, daß er mit dem Kopf von unten an das Bett stieß.

So schnell er konnte, kroch er unter dem Bett hervor und lief zum Küchenherd. Da lagen eine Menge abgebrannter Streichhölzer. Er zerbrach sie in lauter kleine Stücke und stapelte sie neben dem Mauseloch auf. Dann machte er sich wieder klein und rief Nisse zu:

»Komm und hilf mir mit all dem Holz!«

Denn jetzt, wo er wieder klein war, konnte er nicht mehr alles allein hinuntertragen. Nisse kam angerannt, und sie schleppten gemeinsam das Holz die Treppe hinunter und ins Zimmer hinein bis zum Kachelofen. Nisse hüpfte vor Freude.

»Prima Holz«, rief er, »wirklich prima Holz!«

Er stopfte den ganzen Kachelofen voll, und was übrigblieb, stapelte er fein säuberlich in einer Ecke daneben auf.

»Jetzt sollst du mal sehen«, sagte er.

Er hockte sich vor den Ofen und blies hinein. Psch, fing es an zu prasseln und zu brennen.

»Wie praktisch«, sagte Bertil. »Das spart Streichhölzer.«

»Und wie«, sagte Nisse. »Was für ein herrliches, herrliches Feuer«, fuhr er fort. »Ich glaube, seit dem Sommer war mir nicht mehr richtig warm.«

Sie setzten sich vor dem lodernden Feuer auf den Boden und streckten ihre blaugefrorenen Hände gegen die mollige Wärme.

»Wir haben noch viel Holz übrig«, sagte Nisse zufrieden.

»Ja, und wenn es zu Ende geht, kann ich noch holen, soviel ich will«, sagte Bertil. Er war auch zufrieden.

»Heute nacht werde ich bestimmt nicht sehr frieren«, sagte Nisse.

»Was isst du eigentlich?« fragte Bertil nach einer Weile. Nisse wurde rot.

»Ach - dies und das«, sagte er unsicher. »Was ich so ab und zu erwische...«



»Was hast du heute gegessen?« fragte Bertil.

»Heute...« sagte Nisse. »Ach ja, ich erinnere mich - heute hab ich gar nichts gegessen.«

»Aber dann mußt du doch schrecklich hungrig sein!« rief Bertil aus.

»Ja«, sagte Nisse zögernd, »ich bin ganz schrecklich hungrig.«

»Warum hast du das nicht früher gesagt, Dummkopf! Ich hole sofort etwas.«

Nisse keuchte fast.

»Wenn du das tust«, sagte er, »wenn du mir wirklich etwas zu essen besorgst, werde ich dich gern haben, solange ich lebe.«

Bertil war schon halb auf der Treppe. Schnell, schnell sagte er »Killevipps«, schnell, schnell lief er zur Speisekammer. Dort nahm er ein winzig kleines Stück Käse und ein winzig kleines Stück Brot, das er mit Butter bestrich, und einen Fleischkloß und zwei Rosinen.



Er stapelte alles neben dem Mauseloch. Dann machte er sich wieder klein und schrie:

»Komm und hilf mir mit dem Essen!«

Aber er hätte gar nicht so zu schreien brauchen, denn Nisse stand schon da und wartete. Sie trugen alles hinunter. Und Nisses Augen strahlten wie Sterne. Bertil bekam selbst auch Hunger.

»Wir fangen mit dem Fleischkloß an«, sagte er.

Der Kloß war fast genauso groß wie Nisses Kopf. Sie fingen jeder von einer Seite, an zu essen, um zu sehen, wer zuerst zur Kloßmitte kam. Es war Nisse. Dann aßen sie Käsebrot. Das winzig kleine Brotstück war jetzt so groß wie die allergrößte Scheibe Brot. Nisse wollte seinen Käse aufsparen.

»Weißt du, ich muß nämlich der Maus ein Stück Käse als monatliche Miete geben«, sagte er. »Sonst werde ich rausgeschmissen.«

»Das bringen wir schon in Ordnung«, sagte Bertil. »Iß jetzt den Käse.«

Und das taten sie. Und dann knabberten sie jeder eine Rosine. Aber Nisse sagte, er wolle eine halbe Rosine für den nächsten Tag aufbewahren.

»Dann habe ich etwas zu essen, wenn ich aufwache«, sagte er.

»Ich werde mich wohl vor den Kachelofen legen, dort ist es am wärmsten«, fuhr er fort.

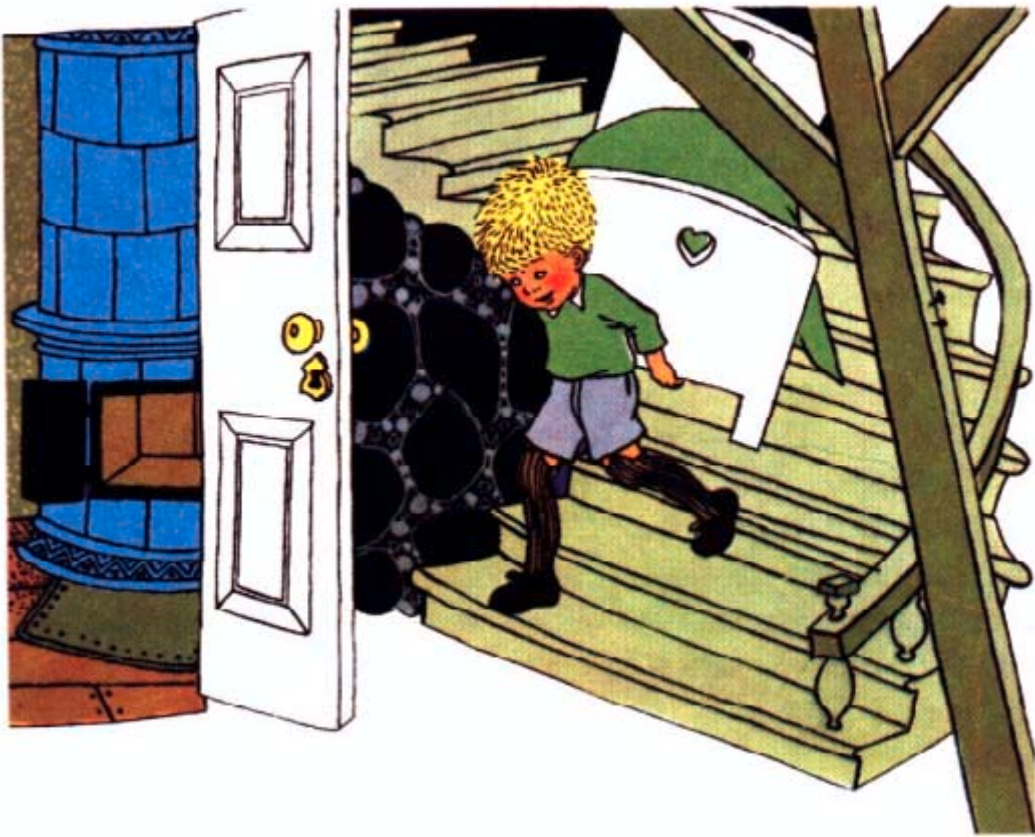
Da schrie Bertil auf.

»Oh, nun weiß ich, nun weiß ich etwas ganz kolossal Gutes!«

Und wipps war er die Treppe hinauf verschwunden. Es dauerte eine ganze Weile, dann hörte Nisse, wie Bertil rief:

»Komm und hilf mir mit dem Bett!«

Nisse stürzte nach oben. Und da stand Bertil mit dem allerschönsten kleinen weißen Bett. Das hatte er aus Maltas alter Puppenstube herausgenommen, die noch immer herumstand. Die kleinste Puppe hatte in dem Bett gelegen. Aber jetzt konnte Nisse es besser brauchen.



»Ich habe dir noch etwas Watte mitgebracht, da kannst du drauf liegen, und ein Stückchen von dem grünen Flanell, aus dem Mama mir gerade einen Schlafanzug genäht hat, und das kannst du als Decke nehmen.«

»Oh«, sagte Nisse. »Oh«, sagte er nur. Mehr konnte er nicht sagen. »Und das Nachthemd von der Puppe hab ich auch mitgebracht«, sagte Bertil. »Es macht dir doch nichts aus, in einem Puppen-nachthemd zu schlafen?«

»Nein, warum denn?« fragte Nisse.

»Ja, weißt du, es sind ja eigentlich Mädchensachen«, sagte Bertil entschuldigend.

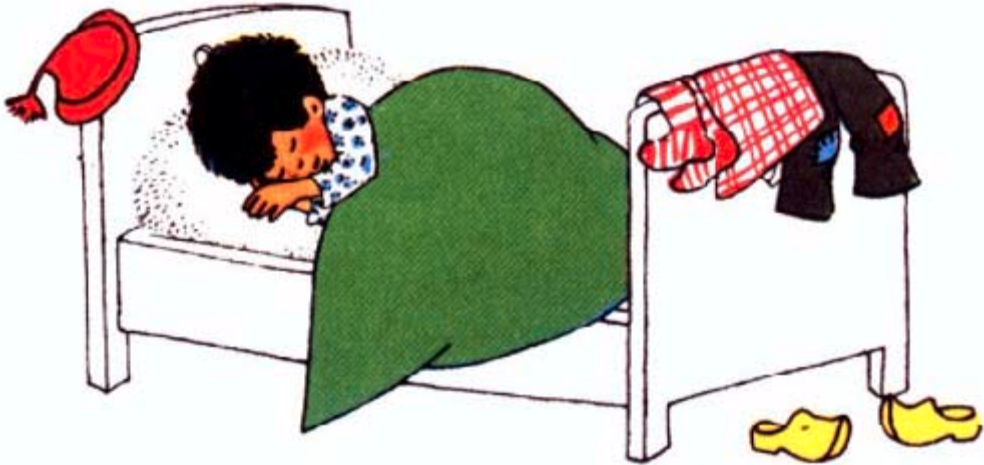
»Aber es ist warm«, sagte Nisse und strich zufrieden mit der Hand über das Puppennachthemd. »Ich habe noch nie in einem Bett gelegen«, sagte er. »Eigentlich möchte ich sofort schlafen gehen.«
»Mach das nur«, sagte Bertil. »Mama und Papa können jeden Augenblick kommen. Ich muß sowieso gehen.«

Da kroch Nisse schnell aus seinen Kleidern heraus und in das Nachthemd hinein, und dann sprang er in das Bett, kuschelte sich tief in die Watte und zog die Flaneldecke über sich.

»Oh«, sagte er noch einmal. »Ich bin vollkommen satt. Und vollkommen warm. Und vollkommen entsetzlich müde.«

»Tschüs dann«, sagte Bertil. »Morgen komme ich wieder.«
Aber das hörte Nisse nicht mehr. Er schlief schon.

Am Tag darauf konnte Bertil es kaum abwarten, bis Mama und Papa gegangen waren. Warum trödelten sie nur so schrecklich? Sonst stand Bertil immer im Korridor und sagte auf Wiedersehen und sah sehr traurig aus. Aber heute tat er das nicht. Kaum war





die Wohnungstür zugeschlagen, kroch er unter das Bett und ging zu Nisse hinunter. Nisse war schon auf und hatte den Kachelofen geheizt. »Das macht hoffentlich nichts?« fragte er Bertil.

»Nein, es ist doch klar, daß du heizen darfst, soviel du willst«, antwortete Bertil. Dann guckte er sich im Zimmer um. »Weißt du was? Hier müßte mal saubergemacht werden«, sagte er.

»Ja, das könnte nichts schaden«, meinte Nisse. »Der Fußboden sieht aus, als wäre er noch nie gescheuert worden.«

Bertil lief schon die Treppe hinauf. Eine Scheuerbürste und eine Scheuerwanne, das war es, was er brauchte. Auf der Spüle in der Küche lag eine alte ausgediente Zahnbürste. Die nahm er und brach den Stiel ab. Dann sah er in den Geschirrschrank. Dort fand er eine ganz kleine Schale, wie sie Mama für Fruchtgelee gebrauchte. Er füllte sie mit warmem Wasser aus dem Heißwasserspeicher am Herd und legte ein Krümelchen Seife hinein. Dann riß er noch eine kleine Ecke von einem Lappen ab, der im Besenschrank lag. Alles zusammen stapelte er wie gewöhnlich neben dem Mauselloch. Und Nisse mußte ihm wieder beim Hinuntertragen helfen.

»Das ist aber eine riesige Scheuerbürste«, sagte Nisse.

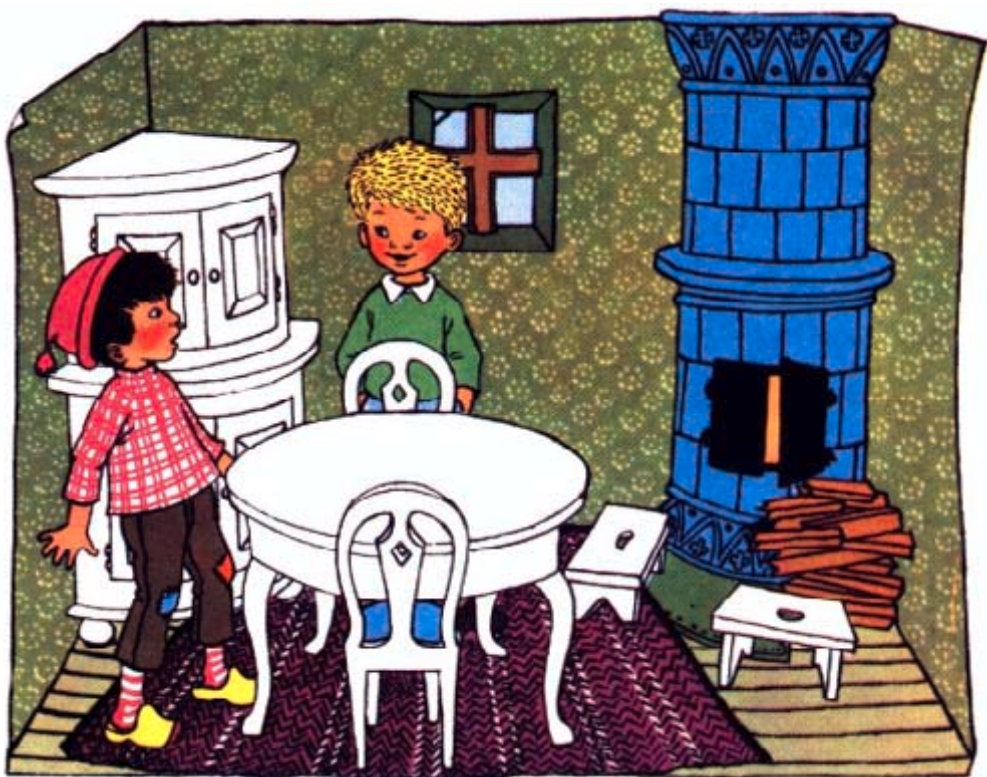
»Ja, die schafft was«, sagte Bertil.

Und dann ging es los. Bertil scheuerte, und Nisse wischte mit dem Lappen hinterher. Das Wasser in der Schale wurde ganz schwarz. Aber der Fußboden sah bald richtig gut aus.

»Setz dich hier an die Treppe«, sagte Bertil. »Dann sollst du eine Überraschung erleben. Hände vor die Augen! Du darfst nicht gucken!« Nisse hielt sich die Augen zu, und er hörte, wie Bertil oben in der Wohnung mit etwas scharfte und polterte.

»Jetzt darfst du gucken«, rief Bertil.

Und da tat Nisse das. Und da standen doch wahrhaftig ein Tisch und ein Eckschrank und zwei sehr feine kleine Lehnstühle und zwei hölzerne Fußbänke.



»So etwas habe ich noch nie gesehen!« schrie Nisse. »Kannst du zaubern? «

Das konnte Bertil natürlich nicht. Er hatte das alles einfach aus Maltas Puppenstube geholt. Er hatte auch einen Teppich mitgebracht, einen gestreiften Flickenteppich, den Märta auf ihrem Puppenwebstuhl gewebt hatte.

Zuerst breiteten sie den Teppich aus. Er bedeckte fast den ganzen Fußboden.

»Oh, sieht das gemütlich aus«, sagte Nisse.

Aber noch gemütlicher wurde es, als der Eckschrank an seinen Platz kam, der Tisch mit den Lehnstühlen mitten im Zimmer stand und die beiden Fußbänke vor dem Ofen.

»Denk nur, daß man so fein wohnen kann«, sagte Nisse andächtig. Bertil fand auch, daß es fein war, viel feiner als oben in seiner eigenen Wohnung. Sie setzten sich jeder in einen Lehnstuhl und unterhielten sich.

»Ja, nun müßte man selbst auch ein bißchen fein sein«, sagte Nisse, »und nicht so entsetzlich schmutzig wie ich.«

»Wir könnten ja baden«, schlug Bertil vor.

Die Geleeschale war bald mit sauberem, warmem Wasser gefüllt, ein Stück von einem alten, zerrissenen Frottiertuch wurde ein herrliches Badelaken, und wenn sie auch ein ganzes Teil Wasser beim Hinuntertragen auf der Treppe verschütteten, so reichte doch das, was übrigblieb, noch immer aus, um darin zu baden. Schnell warfen sie die Kleider ab und stiegen in die Badewanne. Es war herrlich.

»Rubbele mir den Rücken«, sagte Nisse.

Und Bertil rubbelte. Und dann rubbelte Nisse Bertil den Rücken. Und dann bespritzten sie sich, und eine ganze Menge Wasser schwappte auf den Fußboden. Aber das machte nichts, denn sie hatten den Teppich zur Seite gerollt, und das Wasser konnte man aufwischen. Nachher wickelten sie sich in das Badelaken und



setzten sich auf die Fußbänke vor den Ofen und erzählten sich alles über alles, und Bertil lief nach oben, um Zucker zu holen und ein winzig kleines Apfelstückchen, das sie vor dem Feuer brien.

Aber plötzlich fiel Bertil ein, daß ja bald Papa und Mama nach Hause kommen mußten, und er hatte es eilig, seine Kleider anzuziehen. Nisse zog sich natürlich auch an.



»Das wäre ein Spaß, wenn du mit mir nach oben kommen würdest«, sagte Bertil. »Du könntest innen in meiner Jacke sitzen, damit Mama und Papa dich nicht sehen.«

Nisse fand den Vorschlag sehr aufregend.

»Ich werde ganz still sitzen«, sagte er.

»Warum in aller Welt hast du so nasses Haar?« fragte Mama eine Weile später, als die Familie am Mittagstisch saß.

»Ich habe gebadet«, sagte Bertil.

»Gebadet?« sagte seine Mama. »Wo hast du denn gebadet?«

»In dieser da«, sagte Bertil und zeigte kichernd auf die Schale, die mit Gelee auf dem Tisch stand.

Da glaubten Papa und Mama, daß er nur Spaß mache.

»Es macht doch Freude, Bertil wieder bei guter Laune zu sehen«, sagte Papa.

»Ja, mein armer Junge«, sagte Mama. »Es ist nur schade, daß er hier den ganzen Tag so allein ist.«

Bertil fühlte, wie etwas sich in seiner Jacke bewegte. Etwas Warmes, etwas sehr Warmes.

»Du mußt deswegen nicht traurig sein, Mama«, sagte er. »Ich hab furchtbar viel Spaß, wenn ich allein bin.«

Und dann steckte er seinen Zeigefinger unter die Jacke und streichelte Nils Karlsson-Däumling vorsichtig.



Sonnenau

Vor langer Zeit, in den Tagen der Armut, da gab es zwei kleine Geschwister, die waren ganz allein auf der Welt. Aber Kinder können nicht allein sein auf der Welt, bei irgend jemand müssen sie sein, und darum kamen Matthias und Anna von Sonnenau zum Bauern auf Myra. Er nahm sie nicht zu sich, weil sie die klarsten, treuherzigsten Augen hatten und die zutraulichsten kleinen Hände oder weil sie ganz verzagt und verloren waren in der Welt vor Gram über den Tod der Mutter, nein, er nahm sie auf, damit sie sich nützlich machten. Denn Kinderhände können recht gut arbeiten, wenn man sie nur daran hindert, Borkenschiffchen zu schnitzen und Weidenflöten zu schneiden und Spielstübchen am Bergeshang zu bauen. Kinderhände können die Myrakühe melken und bei den Ochsen ausmisten, wenn man sie nur von allen Borkenschiffchen fernhält und von allen Spielstübchen und überhaupt von allem, womit sie am liebsten spielen.

»Niemals wieder werde ich wohl fröhlich sein in meinem Kinderleben«, sagte Anna, als sie auf dem Melkschemel saß, und sie weinte.

»Nein, hier auf Myra sind alle Tage grau wie die Feldmäuse im Stall«, sagte Matthias.

In den Tagen der Armut war das Essen knapp auf den Höfen, und überdies meinte der Bauer auf Myra, Kinder brauchten nichts anderes als Kartoffeln, getunkt in Heringslake.

»Mein Kinderleben währt nicht lange«, sagte Anna. »Bei Kartoffeln

und Heringslake lebe ich nicht bis zum nächsten Winter.«
»Bis zum nächsten Winter mußt du aber leben«, sagte Matthias.
»Denn im Winter darfst du zur Schule gehen, und dann sind die Tage nicht mehr grau wie die Feldmäuse im Stall.«
Als der Frühling nach Myra kam, da bauten Matthias und Anna keine Mühlräder an den Bächen, da ließen sie keine Borkenschiffchen in den Gräben schwimmen. Sie melkten die Myrakühe und misteten aus bei den Ochsen, sie aßen Kartoffeln, getunkt in Heringslake, und weinten gar viel, wenn niemand es sah.
»Bleibe ich doch nur bis zum Winter leben und dürfte zur Schule gehen«, sagte Anna.

Als der Sommer nach Myra kam, da pflückten Matthias und Anna





keine Walderdbeeren im Gehölz, da bauten sie keine Spielstübchen am Bergeshang. Sie melkten die Myrakühe und misteten aus bei den Ochsen, sie aßen Kartoffeln, getunkt in Heringslake, und weinten gar viel, wenn niemand es sah.

»Bleibe ich doch nur bis zum Winter leben und dürfte zur Schule gehen«, sagte Anna.

Als der Herbst nach Myra kam, da spielten Matthias und Anna nicht Versteck in der Dämmerung zwischen den Hütten, da kauerten sie am Abend nicht unter dem Küchentisch und flüsterten sich Märchen zu, nein, sie melkten die Myrakühe und misteten aus bei den Ochsen, sie aßen Kartoffeln, getunkt in Heringslake, und weinten gar viel, wenn niemand es sah.

»Bleibe ich doch nur bis zum Winter leben und dürfte zur Schule gehen«, sagte Anna.

In den Tagen der Armut, da war es nämlich so, daß die Kinder nur im Winter ein paar Wochen lang zur Schule gingen. Dann kam ein Schulmeister von irgendwoher gewandert und zog in eine Kate im Dorf ein, und dorthin kamen die Kinder von nah und fern, um lesen und rechnen zu lernen. Der Myrabauer meinte zwar, daß die Schule eine ganz dumme und unnütze Einrichtung sei, und wenn es nach ihm gegangen wäre, dann hätten die Kinder daheim im Stall bleiben müssen, aber das durfte sich selbst der Myrabauer nicht erlauben. Man kann Kinder von Borkenschiffchen fernhalten und von Spielstübchen und von Walderdbeeren im Gehölz, aber man darf sie nicht von der Schule fernhalten, denn dann kommt der Pfarrer des Dorfes und bestimmt: »Matthias und Anna müssen zur Schule gehen.«

Und der Winter kam nach Myra, der Schnee fiel, und die Schnee-



wehen reichten fast bis hinauf zum Stallfenster. Drinnen in dem düsteren Stall tanzten Matthias und Anna vor Freude, und Anna sagte: »Denk nur, daß ich doch bis zum Winter leben blieb, und denk nur, morgen beginnt die Schule!«

Und Matthias sagte:

»He, ihr Feldmäuse alle miteinander, jetzt ist es Schluß mit den grauen Tagen auf Myra!«



Als sie am Abend in die Küche kamen, sagte der Myrabauer: »Schule hin und Schule her! Aber gnade euch Gott, wenn ihr zur Melkzeit nicht wieder zu Hause seid!«

Am nächsten Morgen faßten sich Matthias und Anna bei der Hand und wanderten zur Schule. Es waren weite Wege zu gehen, denn zu der Zeit kümmerte es niemand, ob der Schulweg weit war oder kurz. Es wehte ein kalter Wind, Matthias und Anna froren so sehr,



daß ihnen die Nägel an den Zehen rissig wurden und die Nasenspitzen feuerrot.

»Du, Matthias, deine Nase ist aber tüchtig rot«, sagte Anna.
»Und das ist dein Glück, denn sonst wärest du so grau wie die Feldmäuse im Stall.«

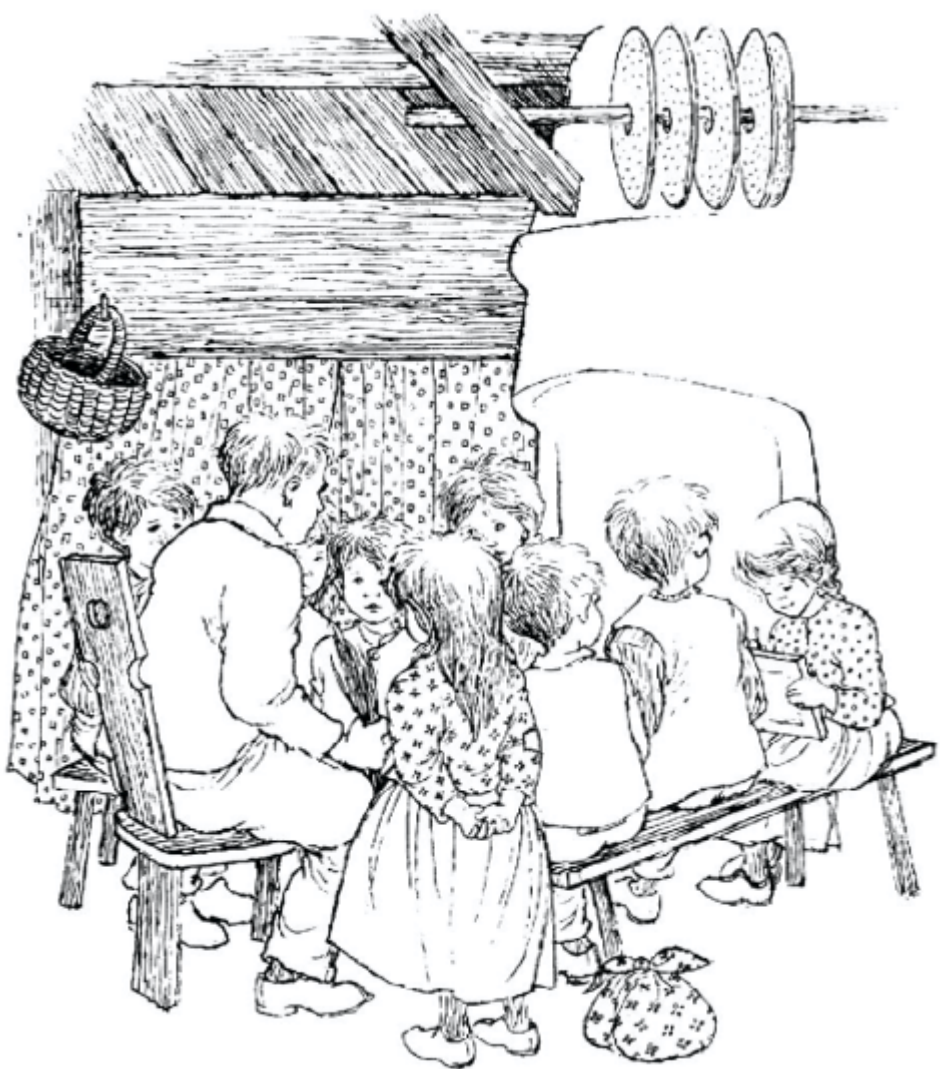
Freilich waren sie grau wie die Feldmäuse, Matthias und Anna, elendsgrau im Gesicht, elendsgrau die Kleider, grau war das Tuch, das Anna um die Schultern trug, und grau war das alte Lodenwams, das Matthias vom Myrabauern geerbt hatte. Aber jetzt waren sie ja auf dem Weg zur Schule, und dort gab es bestimmt nichts Graues, das glaubte Anna, in der Schule, da herrschte die rote Freude vom Morgen bis zum Abend. Und deshalb machte es auch nichts aus, daß sie hier auf dem Waldpfad wanderten wie zwei graue Feldmäuse und so erbärmlich froren in dem grimmigen Winterwetter.

Nun zeigte es sich aber, daß es in der Schule nicht ganz so lustig war, wie sie es sich gedacht hatten. Gewiß machte es Spaß, zusammen mit den anderen Kindern aus dem Dorf um den Kamin zu sitzen und sich durch die Wörter zu buchstabieren, aber schon am zweiten Tag schlug der Schulmeister Matthias mit einer Rute auf die Finger, weil er nicht stillsaß. Und als es Zeit war, das Frühstück zu essen, da schämten sich Matthias und Anna. Sie hatten nur ein paar kalte Kartoffeln, aber die anderen Kinder hatten Butterbrote mit Speck und Käse, und Joel, der Sohn des Krämers, hatte sogar Eierkuchen, ein ganzes Bündel voller Eierkuchen. Matthias und Anna starrten auf Joels Eierkuchen, bis ihre Augen ganz blank waren, und Joel sagte:

»Armeleutekinder, habt ihr noch nie richtiges Essen gesehen?«

Da seufzten Matthias und Anna, und sie schämten sich und wandten sich ab und antworteten nicht.

Nein, das Grau verschwand nicht, wie sie gehofft hatten. Doch sie wanderten jeden Tag getreulich zur Schule, wenn auch hohe



Schneewehen auf dem Weg lagen und ihre Nägel noch rissiger wurden, und wenn sie auch Armeleutekinder waren ohne Butterbrote und ohne Eierkuchen.

Und jeden Tag sagte der Myrabauer:

»Gnade euch Gott, wenn ihr nicht zur Melkzeit zu Hause seid!«

Und niemals hätten Matthias und Anna es gewagt, zu spät zum Melken zu kommen. Sie hasteten durch den Wald wie zwei kleine graue Feldmäuse auf dem Weg zu ihrem Mauseloch, sie waren so bange, zu spät zu kommen.

Aber eines Tages blieb Anna mitten auf dem Weg stehen und packte Matthias beim Arm.

»Matthias«, sagte sie, »die Schule hat nicht geholfen. Ich habe keine Freude in meinem Kinderleben, und ich wünschte, ich lebte nicht bis zum Frühling.«

Gerade als sie die Worte gesprochen hatte, da sahen sie den roten Vogel. Er saß auf dem Boden, er war so rot gegen den weißen Schnee, so flammend, flammend rot gegen das Weiß. Und er sang so klar, daß der Schnee auf den Tannen zu tausend Schneesternern zerbarst, und sie fielen ganz sacht und still zur Erde herab.

Anna streckte ihre Hände nach dem Vogel aus und weinte.

»Er ist rot«, sagte sie, »oh, er ist rot.«

Auch Matthias weinte und sagte: »Er weiß sicher nicht einmal, daß es graue Feldmäuse gibt auf der Welt.«

Da hob der Vogel seine roten Flügel und flog auf. Und Anna packte Matthias beim Arm und sagte:

»Fliegt dieser Vogel von mir fort, dann lege ich mich hier in den Schnee und sterbe.«

Und Matthias nahm sie bei der Hand, und sie liefen hinter dem Vogel her. Er stob durch die Tannen dahin wie eine rote Fackel, und wo er vorüberflog, da fielen Schneesterne zu Boden, ganz sacht und still, so klar sang der Vogel, während er flog. Tief in den Wald hinein ging es, immer weiter fort vom Weg, kreuz und quer flog der Vogel. Anna und Matthias strebten ihm nach durch die Schneewehen, Zweige schlugen ihnen ins Gesicht, und sie

stolperten über Steine, die sich unter dem Schnee verbargen. Doch ihre Augen glänzten vor Eifer, während sie dem Vogel folgten.

Dann, mit einemmal, war er verschwunden.

»Finde ich den Vogel nicht wieder, dann lege ich mich hier in den Schnee und sterbe«, sagte Anna.

Matthias tröstete sie, er streichelte ihre Wange und sagte:

»Ich höre den Vogel jenseits der Berge singen.«

»Wie kommt man jenseits der Berge?« fragte Anna.

»Durch die dunkle Schlucht hier«, sagte Matthias. Und er nahm sie bei der Hand und zog sie mit sich durch die Schlucht. Auf dem weißen Schnee in der Tiefe der Schlucht lag eine leuchtendrote Feder, und da wußten sie, daß sie auf dem rechten Wege waren. Immer schmaler wurde die Schlucht, und schließlich war sie so eng, daß sich nur ein schwächtiger Kinderleib hindurchzwängen konnte.

»Der Weg ist schmal«, sagte Matthias, »aber wir sind noch schmaler.«



»Ja, dafür hat der Myrabauer gesorgt, daß wir überall hindurchschlüpfen können«, sagte Anna.

Und dann waren sie jenseits der Berge.

»Jetzt sind wir jenseits der Berge«, sagte Anna. »Aber wo ist mein roter Vogel?«

Matthias blieb still im Winterwald stehen und lauschte.

»Hinter der Mauer«, sagte er. »Er singt hinter der Mauer dort.«

Vor ihnen ragte eine hohe Mauer auf, und in dieser Mauer war eine Pforte. Die Pforte stand einen Spaltbreit offen, so als wäre soeben jemand hindurchgegangen und hätte vergessen, sie hinter sich zu schließen. Hohe Schneewehen lagen auf der Erde, und der Wintertag war frostig und kalt, und doch streckte ein Kirschbaum seine blühenden weißen Zweige über die Mauer.

»Kirschbäume hatten wir auch zu Hause auf Sonnenau«, sagte Anna, »aber selbst dort blühten sie nicht im Winter.«

Matthias nahm Anna bei der Hand, und dann schritten sie durch die Pforte.

Und da sahen sie den roten Vogel. Es war das erste, was sie sahen. Er saß auf einer Birke, und die Birke hatte krause grüne Blättchen, und es war Frühling. Alle Lieblichkeit des Frühlings überfiel sie im klingenden Hui, tausend kleine Vögel sangen und jubilierten in den Bäumen, es plätscherte in allen Bächen, alle Frühlingsblumen leuchteten, und auf einer Wiese, so grün wie die des Paradieses, spielten Kinder. Ja, es waren viele Kinder, die dort spielten, sie hatten sich Borkenschiffchen geschnitzt, die sie in den Bächen und Gräben schwimmen ließen. Und sie hatten Weidenflöten geschnitten, auf denen sie flöteten, daß es klang, als zwitscherten die Stare im Frühling. Und sie trugen rote und blaue und weiße Kleider und leuchteten wie die Frühlingsblumen im grünen Gras.

»Sie wissen sicher nicht einmal, daß es graue Feldmäuse gibt auf der Welt«, sagte Anna traurig. Doch in demselben Augenblick sah sie, daß auch sie und Matthias rote Kleider trugen. Auch sie



trugen rote Kleider. Sie waren nicht länger grau wie die Feldmäuse im Stall.

»Das ist das Seltsamste, was mir in meinem Kinderleben widerfahren ist«, sagte Anna. »Was ist das für ein Ort, wohin sind wir gekommen?«

»Sonnenau«, riefen die Kinder, die am Bach spielten. »Nach Sonnenau bist du gekommen.«

»Auf Sonnenau, dort wohnten wir früher, ehe das graue Feldmausleben begann«, sagte Matthias. »Aber so sah es dort nicht aus.«

Da lachten alle Kinder.

»Dann ist dies wohl ein anderes Sonnenau«, sagten sie.

Und dann ließen sie Matthias und Anna mitspielen. Matthias schnitzte ein Schiffchen aus Borke, und Anna setzte die rote Feder, die der Vogel verloren hatte, als Segel darauf, und dann ließen sie ihr Schiffchen in den Bach gleiten, und es segelte davon mit seiner roten Feder, fröhlicher als alle anderen Borkenschiffchen. Ein Mühlrad bauten sie sich auch, das sich im Sonnenschein drehte, und sie liefen barfuß im Bach und spürten weichen Sand unter den Füßen.

»Weichen Sand und lindes Gras, das haben sie gern, meine Kinderfüße«, sagte Anna.

Da hörten sie eine Stimme, die rief:

»Kommt, alle meine Kinder!«

Matthias und Anna hielten inne mit ihrem Mühlrad.

»Wer ruft dort?« fragte Anna.

»Das ist unsere Mutter«, antworteten die Kinder. »Wir sollen jetzt zu ihr kommen.«

»Sie will sicher nicht, daß Anna und ich mitkommen«, sagte Matthias.

»Gewiß will sie das«, sagten die Kinder. »Sie will, daß alle Kinder zu ihr kommen.«

»Aber sie ist ja nicht unsere Mutter«, sagte Anna.



»Gewiß ist sie das«, sagten die Kinder. »Sie ist doch die Mutter aller Kinder.«

Da folgten Matthias und Anna den anderen Kindern über die Wiese zu einer kleinen Hütte, und dort war die Mutter. Man konnte sehen, daß es die Mutter war, sie hatte die Augen einer Mutter und die Hände einer Mutter, und ihre Augen und ihre Hände waren für alle Kinder da, die sich um sie drängten. Sie hatte Eierkuchen für die Kinder gebacken und Brot, sie hatte Butter gekirnt und Käse bereitet, und alle Kinder durften essen, soviel sie wollten, und während sie aßen, saßen sie draußen im Gras.

»Das ist das Beste, was ich je in meinem Kinderleben gegessen habe«, sagte Anna.

Doch Matthias wurde plötzlich blaß und sagte:

»Gnade uns Gott, wenn wir nicht zur Melkzeit zu Hause sind.« Und nun hatten sie es eilig, jetzt fiel ihnen ein, daß sie allzu lange fort gewesen waren. Sie dankten für die Mahlzeit, und die Mutter streichelte ihnen die Wangen und sagte: »Kommt bald wieder.«

»Kommt bald wieder«, riefen auch alle Kinder. Sie begleiteten Matthias und Anna zur Pforte in der Mauer. Sie stand noch immer einen Spaltbreit offen, so daß sie die Schneewehen draußen sehen konnten.

»Warum ist die Pforte nicht geschlossen?« fragte Anna. »Der Schnee kann ja hereinwehen.«

»Wenn die Pforte geschlossen wird, dann kann sie nie wieder geöffnet werden«, sagten die Kinder.

»Nie wieder?« fragte Matthias.

»Nein, nie, nie wieder«, antworteten die Kinder.

Der rote Vogel saß noch immer in der Birke mit den krausen grünen Blättchen, es duftete so gut, wie Birkenlaub im Frühling duftet. Aber draußen vor der Pforte lag der Schnee hoch, und

der Wald stand frostig und kalt in der Winterdämmerung. Matthias nahm Anna bei der Hand, und sie liefen durch die Pforte. Und sofort stürzte sich die Kälte auf sie, aber auch der Hunger, und es war, als hätten sie nie Eierkuchen gegessen, als hätten sie nie Brot bekommen.

Der rote Vogel flog ihnen voraus und wies ihnen den Weg, doch in der trüben Winterdämmerung leuchtete er nicht mehr so rot. Auch ihre Kleider waren nicht mehr rot. Grau war das Tuch, das Anna um die Schultern trug, und grau war das alte Lodenwams, das Matthias vom Myrabauern geerbt hatte.

Und schließlich kamen sie nach Hause, und sie eilten in den Stall, um die Myrakühe zu melken und auszumisten bei den Ochsen.

Und als sie am Abend in die Küche kamen, sagte der Myrabauer:

»Ein Glück, daß das mit der Schule mal ein Ende hat.«

Doch Matthias und Anna setzten sich in einen Winkel in der dunklen Küche und sprachen lange von Sonnenau.

Und sie lebten ihr graues Feldmausleben im Stall des Myrabauern



weiter. Doch jeden Tag gingen sie zur Schule, und jeden Tag saß der rote Vogel auf dem Waldpfad und nahm sie mit nach Sonnenau. Dort ließen sie ihre Borkenschiffchen schwimmen, dort schnitten sie Weidenflöten und bauten sich Spielstübchen am Bergeshang, und jeden Tag gab ihnen die Mutter zu essen, soviel sie wollten.

»Hätten wir Sonnenau nicht, dann gäbe ich nicht viel für mein Kinderleben«, sagte Anna.

Doch der Myrabauer sagte, wenn sie abends in die Küche kamen:

»Ein Glück, daß das mit der Schule mal ein Ende hat. Dann heißt es wieder zu Hause bleiben im Stall.«

Da sahen Matthias und Anna einander an und wurden blaß. Aber ein Tag war der letzte. Der letzte in der Schule und der letzte in Sonnenau.

»Gnade euch Gott, wenn ihr zur Melkzeit nicht zu Hause seid«, sagte der Myrabauer am letzten Tag genau wie alle anderen Tage auch.

Sie saßen um den Kamin in der Schule und buchstabierten sich zum letztenmal durch die Wörter. Zum letztenmal aßen sie ihre kalten Kartoffeln, und sie lächelten ein wenig, als Joel sagte:

»Armeleutekinder, habt ihr noch nie richtiges Essen gesehen?«

Sie lächelten, weil sie an Sonnenau dachten, wo sie sich bald satt essen würden. Und zum letztenmal huschten sie wie zwei kleine graue Feldmäuse den Waldpfad entlang. Es war der kälteste Tag des Winters, weißer Rauch kam ihnen aus dem Mund, wenn sie atmeten, und die Nägel an Fingern und Zehen rissen noch tiefer ein. Anna wickelte das Tuch so fest um die Schultern, wie sie nur konnte, und sagte:

»Mich friert, und hungrig bin ich, nie habe ich Schlimmeres erfahren in meinem Kinderleben.«

Es war so bitter kalt, und sie sehnten sich so sehr nach dem roten Vogel, der sie nach Sonnenau führen sollte. Und da saß er ja und

war flammend rot gegen den weißen Schnee. Anna lachte vor Freude, als sie ihn sah.

»So darf ich doch noch ein letztes Mal zu meiner Sonnenau kommen!« sagte sie.

Der kurze Wintertag neigte sich seinem Ende zu, schon fiel die Dämmerung, bald würde die Nacht kommen. Doch der Vogel stob durch die Tannen dahin wie eine rote Fackel und sang, während er flog, daß im Wald der Kälte und der Stille tausend Schneesterne zu Boden schwebten. Nur der Vogel war zu hören, denn so eisig kalt war es, daß der Wald schwieg, das säuselnde Lied der Föhren war erstickt in der Kälte.

Kreuz und quer flog der Vogel, Matthias und Anna strebten ihm nach durch die Schneewehen, der Weg nach Sonnenau war so weit.

»Jetzt geht es gewiß zu Ende mit meinem Kinderleben«, sagte Anna. »Die Kälte holt mich, ehe ich bis nach Sonnenau komme.« Doch der Vogel flog ihnen voraus, und schließlich standen sie vor der Pforte, die sie so gut kannten. Draußen lag der Schnee hoch, doch der Kirschbaum streckte seine blühenden weißen Zweige über die Mauer, und die Pforte stand einen Spaltbreit offen.

»Nie zuvor habe ich mich so gesehnt in meinem Kinderleben«, sagte Anna.

»Aber jetzt bist du da«, sagte Matthias, »jetzt brauchst du dich nicht mehr zu sehnen.«

»Nein, jetzt brauche ich mich nicht mehr zu sehnen«, sagte Anna. Und Matthias nahm sie bei der Hand und führte sie durch die Pforte, hinein zur Sonnenau des ewigen Frühlings, wo das zarte Birkenlaub duftete, wo in den Bäumen tausend kleine Vögel sangen und jubilierten, wo Kinder in Bächen und Gräben Borkenschiffchen schwimmen ließen und wo die Mutter auf der Wiese stand und rief: »Kommt, alle meine Kinder!«

Hinter ihnen lag der kalte, frostige Wald und erwartete die Winternacht. Anna schaute zurück durch die Pforte in die Finsternis und Kälte, und sie schauderte.

»Warum ist diese Pforte nicht geschlossen?« fragte sie.

»Ach, kleine Anna«, sagte Matthias, »wenn die Pforte geschlossen wird, kann sie nie wieder geöffnet werden. Weißt du das nicht mehr? «

»Doch, gewiß weiß ich das«, sagte Anna. »Nie, nie wieder.«

Da sahen sie einander an, Matthias und Anna. Sie sahen einander lange an, und dann lächelten sie ein bißchen. Und dann machten sie ganz sacht und leise die Pforte zu.



Die Puppe Mirabell

Jetzt will ich das Seltsamste, das ich in meinem ganzen Leben erlebt habe, erzählen.

Es geschah vor zwei Jahren. Ich war damals erst sechs Jahre alt. Jetzt bin ich acht. Ich heiße Britta-Kajsa. Eigentlich gehört das aber nicht hierher. Mama und Papa und ich wohnen in einem kleinen Haus mit einem kleinen Garten drum herum. Unser Haus liegt ganz einsam. In unserer Nähe wohnen keine anderen Menschen. Aber vor unserem Haus ist eine schmale Landstraße, und ganz am Ende - weit weg - liegt die Stadt.

Papa ist Gärtner. Und jeden Mittwoch und Samstag fährt er in die Stadt und verkauft dort Gemüse und Blumen auf dem Markt. Dafür bekommt er Geld. Aber nicht so sehr viel Geld. Mama sagt immer, es ist ganz unmöglich, mit dem Geld auszukommen. Damals - vor zwei Jahren - wünschte ich mir so schrecklich, schrecklich, *schrecklich* eine Puppe. An den Markttagen durfte ich manchmal mit Mama und Papa in die Stadt fahren. Dicht am Markt ist ein großes Spielwarengeschäft. Und jedesmal, wenn ich zu dem Geschäft kam, habe ich mir alle Puppen im Schaufenster angeguckt und mir so *schrecklich* gewünscht, ich könnte eine davon kaufen.

Aber Mama hat gesagt, es sei ganz unmöglich, weil wir alles Geld, das Papa für das Gemüse und die Blumen bekam, für Essen und Kleider und andere notwendige Sachen brauchten. Ich hatte begriffen, daß es keine Hoffnung für mich gab, eine Puppe zu bekommen. Aber ich konnte es einfach nicht lassen, mir eine zu wünschen.



Nun erzähle ich gleich das Seltsame, was passierte. Eines Tages im Frühling vor zwei Jahren waren Papa und Mama wie immer mit Birkengrün und Schlüsselblumen zum Markt gefahren. Ich blieb zu Hause. Warum, weiß ich nicht mehr. So ein Glück, daß ich zu Hause geblieben war.

Gegen Abend, als es dämmerig wurde, ging ich in den Garten, um zu lauschen, ob ich Papa und Mama nicht unten am Abhang kommen hörte. Es war ein seltsamer Abend. Der Garten und unser Haus und der Weg, der sich in Bogen schlängelt, alles sah so seltsam aus. Es lag etwas Seltsames in der Luft, ja, ich kann nicht erklären, wie seltsam alles war.

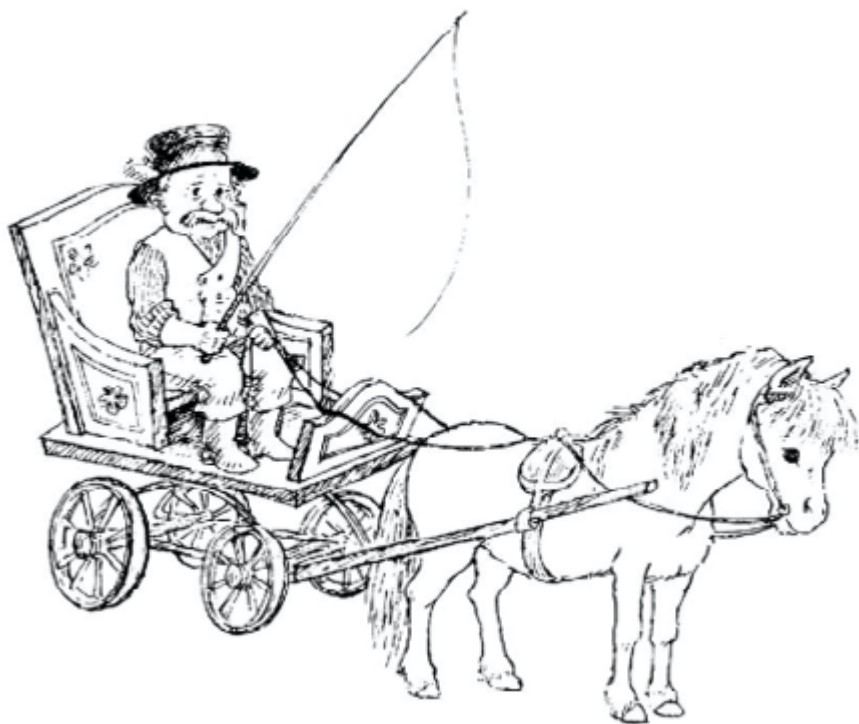
Gerade als ich so dastand und den Weg entlang sah, hörte ich ein Pferdefuhrwerk kommen, und ich freute mich, weil ich dachte, jetzt kommen Papa und Mama. Aber sie waren es nicht. Es war ein wunderlicher kleiner Mann, der in einem Wagen an der Wegbiegung auftauchte. Ich blieb im Garten und sah, wie das Fuhrwerk näher und näher kam.

Aber dann besann ich mich und lief hinaus und öffnete dem Mann das Gattertor, damit er nicht erst abzusteigen brauchte. Denn ganz in der Nähe, wo wir wohnen, ist ein Gatter, und das öffne ich den Vorbeifahrenden oft. Manchmal bekomme ich einen Gatterpfennig dafür. Als ich dem kleinen Mann das Gatter öffnete, war ich wohl ein *bißchen* ängstlich, denn ich war ja ganz allein, und zu anderen Menschen war es weit, und ich konnte doch nicht wissen, ob es ein guter Mann war oder nicht. Er sah aber nett aus. Als er durch das Gatter gefahren war, ließ er das Pferd halten, und dann sah er mich an und lachte. Und dann sagte er:

»Eigentlich müßtest du einen Gatterpfennig bekommen. Ich habe aber keinen. Du bekommst statt dessen etwas anderes. Halt mal deine Hand auf!«

Das tat ich. Und da legte der kleine wunderliche Mann ein winziges gelbes Samenkorn in meine Hand. Es leuchtete wie Gold. »Steck

dieses Körnchen in deinem Garten in die Erde und begieß es jeden Tag ordentlich. Dann wirst du etwas Lustiges erleben«, sagte der Mann.



Er knallte mit der Peitsche, und nach einer kleinen Weile war der Wagen verschwunden, so daß man ihn nicht mehr sah. Aber ich stand noch lange da und hörte, wie die Räder knarnten und die Hufe des Pferdes in weiter Ferne trappelten. Es war alles so seltsam.

Schließlich ging ich zu meinem eigenen Beet hinter dem Haus, und dort pflanzte ich das Samenkorn ein, das ich bekommen hatte. Ich holte meine kleine grüne Gießkanne und begoß die Stelle

ordentlich. Jeden Tag ging ich nun hin und begoß das Beet, und ich war so neugierig, was dort wohl wachsen könnte. Ich dachte, es würde vielleicht ein Rosenstrauch oder irgend etwas anderes Feines werden. Aber was es *wirklich* wurde, das hätte ich nie, nie erraten können.

Eines Morgens, als ich wie gewöhnlich zum Gießen hinauskam, sah ich etwas Rotes in der Erde schimmern, ein winzig kleines Stück von etwas Rotem. Mit jedem Tag wurde dieses Rote größer und größer, und endlich konnte man sehen, was es war.

Könnt ihr raten, was es war? Es war ein roter Puppenhut! Und der Puppenhut saß auf einer Puppe. Ja, es war eine Puppe, die da mitten aus meinem Beet herauswuchs. War das nicht seltsam? Ihr könnt mir glauben, daß ich jetzt aber goß. Ich goß morgens, mittags und abends, so daß Mama und Papa sagten: »Liebes Kind, wie du gießt! Deine Radieschen brauchen doch nicht so viel Wasser!«

Aber sie gingen nie nachgucken, denn mein Beet liegt etwas versteckt.

Eines Morgens war schon der ganze Kopf der Puppe zu sehen. Es war eine Schlafpuppe, und sie hatte die Augen geschlossen. Unter dem roten Hut hatte sie helles seidiges Haar und rosige Wangen und einen roten Mund.

Das war die schönste Puppe, die ich je gesehen hatte. Allmählich wuchs der ganze Körper aus der Erde. Sie hatte ein entzückendes rotes Kleid an, aus dem gleichen Stoff wie ihr Hut.

Als die Puppe endlich bis zu den Knien herausgewachsen war, sagte ich zu Mama und Papa, sie sollten mitkommen und sich ansehen, was da auf meinem Beet wuchs. Sie glaubten wohl, es wäre nur Spinat oder Radieschen. Aber sie kamen mit. Und noch nie habe ich gesehen, daß jemand so erstaunt war wie Mama und Papa, als sie die Puppe sahen. Lange Zeit standen sie da und starrten nur. Und Papa sagte:



»Nein, so etwas habe ich aber wirklich mein Lebtag noch nicht gesehen!«

Und Mama sagte:

»Wie konnte das geschehen? «

»Das konnte geschehen, weil ich ein Puppensamenkorn in die Erde gesteckt habe«, sagte ich.

Und Papa sagte, er wäre froh, wenn er ein ganzes Kilo von solchen Puppensamen hätte, denn dann könnte er eine Menge Puppen auf dem Markt verkaufen und damit mehr Geld verdienen als mit den Radieschen. Papa und Mama wunderten sich den ganzen Tag.

Und stellt euch vor: Als ich an einem Sonntagmorgen zu meinem Beet kam, war die Puppe vollkommen fertiggewachsen. Feine weiße Strümpfe und kleine weiße Lederschuhe hatte sie an den Füßen. Ich setzte mich ins Gras, um richtig zu sehen, wie hübsch sie war.

Und da - genau in diesem Augenblick -, da schlug sie die Augen auf und guckte mich an. Sie hatte blaue Augen, genau, wie ich es mir gedacht hatte. Ich hatte noch nie so eine wunderbare Puppe gesehen, und ich konnte es nicht lassen, ich mußte sie ein wenig streicheln. Aber da brach sie unten an der Wurzel ab, denn sie hatte eine Wurzel unter den Füßen. Ich begriff: Sie war abgebrochen, damit ich sie nehmen konnte. Und das tat ich. Ich lief sofort zu Mama und Papa und zeigte sie ihnen.

Und dann nahm ich sie mit in mein Zimmer und bettete sie in den Deckel von Mamas Nähmaschine. Ich hatte doch kein Puppenbett für sie. Den ganzen Tag spielte ich mit ihr, und ich war so glücklich, daß ich kaum essen konnte. Ich nannte sie Margareta. Als es Abend wurde, legte ich sie sorgsam in den Nähmaschinendeckel und sagte zu ihr:

»Gute Nacht, Margareta!«

Aber was glaubt ihr wohl, was da geschah? Die Puppe machte

den Mund auf und sagte:

»Ich heiße nicht Margareta. Wie kommst du bloß darauf? Ich heiße Mirabell.«

Denkt nur, sie konnte reden! Sie plapperte wie eine kleine Mühle, und ich war so erstaunt, daß ich kaum antworten konnte. Sie sagte, sie wolle ein ordentliches Bett haben und ein Nachthemd. Und dann sagte sie noch, sie könne mich riesig gut leiden und möchte mich gern zur Mama haben.

»Aber versuch niemals, mir Grütze zu geben«, sagte sie, »denn die esse ich nicht!«

Ich fühlte, daß ich nachdenken mußte. Deshalb kroch ich erst mal in mein Bett und lag ganz still. Mirabell war jetzt auch still. Aber plötzlich sah ich, warum sie so still war. Sie versuchte nämlich, auf die Kommode zu klettern. Und sie schaffte es. Als sie oben auf der Kommode war, hopste sie in ihr Bett, ich meine: in den Nähmaschinendeckel. Mehrere Male machte sie das, und sie lachte entzückt und sagte:

»Du, das macht Spaß!«

Nach einer Weile kam sie an mein Bett, legte den Kopf schief und sagte:

»Darf ich raufkommen und mich zu dir legen? Du bist doch jetzt meine Mama.«

Ich hob sie zu mir ins Bett, und da lag sie und redete. Es war lustig, ihr zuzuhören. Ich war so froh über Mirabell, so froh bin ich noch nie in meinem Leben gewesen. Aber schließlich hörte sie auf zu reden. Sie gähnte ein paarmal - oh, wie sah das s aus! - und kuschelte sich in meinem Arm zusammen und schlief ein. Ich traute mich nicht, sie dort wegzunehmen. Sie durfte die ganze Nacht so liegenbleiben. Ich lag lange, lange wach und hrte, wie sie in der Dunkelheit atmete.

Als ich morgens aufwachte, war Mirabell auf den kleinen Tisch neben meinem Bett geklettert. Da stand ein Glas mit Wasser.



Mirabell goß das Wasser aus. Dann lachte sie und sprang in den Nähmaschinendeckel hinunter. Mama kam herein, um mich zu wecken, und da lag Mirabell ganz still und sah wieder aus wie eine gewöhnliche Puppe.

Nun habe ich Mirabell schon seit zwei Jahren, und ich glaube nicht, daß es irgendwo auf der Welt ein Mädchen gibt, das eine so wunderbare Puppe hat wie ich. Gewiß, sie ist ziemlich wild, das ist wahr. Aber ich mag sie trotzdem so gern. Niemand außer mir weiß, daß sie sprechen und lachen und essen kann wie ein richtiger Mensch. Wenn Mama und Papa in der Nähe sind, starrt sie gerade in die Luft und sieht nicht ein bißchen lebendig aus. Aber wenn wir allein sind - oh, oh, oh! Wir haben so viel Spaß! Waffeln mag sie besonders gern. Ich habe ein kleines Waffeleisen, und jeden Tag backe ich ihr Waffeln. Mama glaubt, ich tue nur so, als ob Mirabell essen kann. Aber sie ißt wirklich. Einmal hat sie mich in den Finger gebissen, natürlich nur zum Spaß.

Papa hat ein Bett für sie gezimmert. Nun braucht sie nicht mehr im Nähmaschinendeckel zu schlafen. Mama hat Laken und Decke für sie genäht. Und ich habe ein feines Nachthemd und ein paar Schürzen und ein Alltagskleid für sie genäht. Mirabell freut sich immer, wenn sie etwas Neues bekommt. Den ganzen Tag spiele ich mit ihr, nur nicht, wenn ich Papa im Garten Unkraut zupfen helfen muß.

Jedesmal wenn ich ein Pferdefuhrwerk auf dem Weg höre, laufe ich zum Zaun, um nachzusehen, ob es nicht vielleicht der kleine wunderliche Mann ist, der wieder vorbeifährt. Ich möchte mich doch so gern bei ihm bedanken für meine herrliche, herrliche Puppe. Aber er kommt nie.

Wollt ihr einmal meine Puppe sehen, meine schöne, feine Mirabell? Kommt und besucht mich. Dann will ich sie euch zeigen. Geht

nur immer den kleinen, schmalen Weg entlang, der zu unserem Haus führt. Ich werde mit Mirabell am Zaun stehen, das verspreche ich.

Allerliebste Schwester

Jetzt will ich ein Geheimnis erzählen, das kein Mensch außer mir kennt: *Ich habe eine Zwillingsschwester*. Erzählt es niemandem! Nicht einmal Mama und Papa wissen davon. Denn als wir vor langer Zeit geboren wurden, meine Schwester und ich - es war vor sieben Jahren -, da lief meine Schwester sofort hinaus und versteckte sich hinter dem großen Rosenbusch, der in der hintersten Ecke im Garten steht. Stellt euch vor, daß sie so weit laufen konnte, obwohl sie doch eben erst geboren war!

Wollt ihr wissen, wie meine Schwester heißt? Ihr glaubt natürlich, sie heißt Lena oder Birgitta oder so, wie Mädchen sonst eben heißen. Aber nein, da irrt ihr euch. Sie heißt Ylva-li.

Sagt das mehrere Male hintereinander, dann hört ihr, wie schön es klingt: Ylva-li, Ylva-li, Ylva-li. Ich selbst heiße nur Barbro. Aber Ylva-li spricht meinen Namen nie aus. Sie nennt mich »Allerliebste Schwester«.

Ylva-li hat mich sehr gern. Papa hat Mama am liebsten, und Mama liebt von allen am meisten meinen kleinen Bruder, der im Frühling geboren wurde. Aber Ylva-li mag nur mich.

Gestern war es sehr heiß. Gleich morgens ging ich hinaus und setzte mich hinter den Rosenbusch, wie ich es immer tue. Er steht in einer Ecke des Gartens, wo nie jemand hinkommt. Ylva-li und ich haben eine besondere Sprache, die niemand außer uns versteht. Der Rosenbusch heißt in unserer Sprache ganz anders.

Er heißt Salikon. Als ich also dort beim Salikon saß, hörte ich Ylva-li nach mir rufen.

»Kim hot!«

»Komm her«, heißt das in unserer Sprache. Und da kroch ich durch das Loch. Genau unter dem Salikon ist ein Loch in der Erde. Da kroch ich hinein. Und dann stieg ich die lange, lange Treppe hinunter und ging durch den dunklen Gang bis zu der Tür, die in den Goldenen Saal führt, wo Ylva-li Königin ist. Ich klopfte an.



»Ist das Meine Allerliebste Schwester?« hörte ich Ylva-lis Stimme von drinnen.

»Ja«, sagte ich.

»Nicko, öffne Meiner Allerliebsten Schwester«, sagte Ylva-li.

Und dann ging die Tür auf, und Nicko, der Zwerg, der für Ylva-li das Essen kocht, verneigte sich und grinste wie immer.

Ylva-li und ich umarmten uns lange. Aber dann kamen Ruff und Duff angerannt und bellten und sprangen um uns herum. Ruff und Duff, das sind unsere kleinen schwarzen Pudel. Ruff gehört mir, und Duff gehört Ylva-li. Ruff freut sich immer so, wenn ich komme. Er leckt mir die Hände und wedelt mit dem Schwanz und ist so süß.

Früher habe ich Mama und Papa oft gebeten, mir einen kleinen Hund zu schenken. Aber sie sagten, Hunde machen soviel Arbeit und seien dann auch teuer und außerdem gar nicht gut für meinen kleinen Bruder. Deshalb bin ich so glücklich über Ruff. Ylva-li und ich spielten eine ganze Zeit mit unseren Hunden und hatten viel Spaß. Dann gingen wir unsere Kaninchen füttern. Wir haben nämlich eine ganze Menge kleine weiße Kaninchen.

Ihr könnt euch nicht vorstellen, wie herrlich es im Goldenen Saal ist. Die Wände leuchten von Gold. Mitten im Saal ist ein Springbrunnen mit ganz grünem Wasser. Ylva-li und ich baden oft darin.

Als wir die Kaninchen gefüttert hatten, beschlossen wir, ein bißchen zu reiten. Ylva-lis Pferd ist weiß. Seine Mähne ist aus Gold, und die Hufe sind aus Gold. Mein Pferd ist schwarz. Die Mähne und die Hufe sind aus Silber. Goldfunken und Silberfunken heißen unsere Pferde.

Wir ritten durch den Großen Schrecklichen Wald, wo die Bösen wohnen. Die Bösen haben grüne Augen und lange Arme. Sie rannten hinter uns her. Sie sagten nichts. Sie schrien nicht. Rannten nur stumm hinter unseren Pferden her und streckten ihre langen Arme nach uns aus. Die Bösen wollten uns gefangennehmen und in die Große Schreckliche Höhle sperren. Aber Goldfunken und Silberfunken liefen so schnell, daß die Funken von ihren Hufen sprühten. Die Bösen blieben weit zurück.

Dann kamen wir auf die Wiese, wo die Artigen wohnen. Dahin können die Bösen nicht kommen. Sie müssen im Großen Schreck-

lichen Wald bleiben. Dort standen sie nun am Waldrand und spähten mit ihren häßlichen grünen Augen zwischen den Bäumen hervor.

Bei den Artigen hatten wir viel Spaß. Wir stiegen von den Pferden und setzten uns ins Gras. Goldfunken und Silberfunken wälzten sich auch im Gras und wieherten. Die Artigen, die weiche weiße Kleider und rote Wangen haben, kamen und boten uns herrliche Kuchen und Bonbons an, die sie auf kleinen grünen Tablett trugen. Es gibt keine Bonbons, die so gut sind wie die, welche uns die Artigen anbieten.

Mitten auf der Wiese steht ein großer Kochherd. Das ist der Herd, wo die Artigen ihre Bonbons kochen und ihre Kuchen backen.

Später ritten wir zum Schönsten Tal der Welt. Dorthin darf niemand kommen außer Ylva-li und mir. Dort singen die Blumen, und die Bäume machen Musik. Ein kleiner Bach mit klarem Wasser fließt durch das Tal. Der kann weder singen noch spielen. Aber er murmelt eine Melodie. Niemals habe ich eine schönere Melodie gehört.

Ylva-li und ich standen auf der Brücke, die über den kleinen Bach führt, und hörten die Blumen singen und die Bäume musizieren und den Bach seine Melodie murmeln. Da packte Ylva-li mit einemmal fest meinen Arm und sagte:

»Allerliebste Schwester, eins mußt du wissen!«

In dem Augenblick tat mein Herz furchtbar weh.

»Nein!« sagte ich. »Ich will nichts wissen.«

»Doch«, sagte Ylva-li, »doch, eins mußt du wissen.«

Da hörten die Blumen auf zu singen und die Bäume zu musizieren, und ich konnte die Melodie des Baches nicht mehr hören.

»Allerliebste Schwester«, sagte Ylva-li leise, »wenn Salikons Rosen welken - werde ich tot sein.«

Ich sprang auf mein Pferd und ritt davon, und die Tränen liefen mir über die Wangen. Ich ritt, so schnell ich konnte. Ylva-li jagte



auf ihrem Pferd hinter mir her. Wir ritten so schnell, daß Goldfunken und Silberfunken naß von Schweiß waren, als wir zum Goldenen Saal zurückkamen.

Nicko hatte uns herrliche Pfannkuchen gemacht. Wir saßen auf dem Fußboden vor dem Kaminfeuer und aßen sie. Ruff und Duff sprangen um uns herum. Unsere Kaninchen kamen angehoppelt und wollten auch dabeisein. Schließlich mußte ich nach Hause gehen. Ylva-li brachte mich zur Tür. Wir umarmten uns fest zum Abschied. »Komm bald wieder, Allerliebste Schwester«, sagte Ylva-li.

Dann ging ich zur Tür hinaus und fort durch den Gang und stieg die Treppe hinauf. Ich hörte, wie Ylva-li mir noch einmal nachrief: »Komm bald wieder, Allerliebste Schwester!«

Als ich ins Kinderzimmer kam, war Mama dort und brachte meinen kleinen Bruder ins Bett. Sie war ganz weiß im Gesicht, und als sie mich sah, legte sie meinen kleinen Bruder schnell hin und lief mir entgegen. Sie nahm mich in die Arme und weinte und sagte:

»Liebling, wo bist du nur gewesen? Wo bist du den ganzen Tag gewesen?«

»Hinter dem Rosenbusch«, sagte ich.

»Gott sei Dank, oh, Gott sei Dank, daß du wieder da bist!« sagte Mama und küßte mich. »Wir haben solche Angst um dich gehabt.« Und dann sagte sie: »Du weißt noch gar nicht, was Papa heute für dich mitgebracht hat.«

»Nein, was denn?« fragte ich.

»Sieh mal in deinem Zimmer nach«, sagte Mama.

Ich lief hin, so schnell ich konnte. Und da, in einem Korb neben meinem Bett, lag ein kleiner schwarzer Pudelpuppe und schlief. Er erwachte und sprang auf und bellte. Das war der süßeste Hund, den ich je gesehen hatte. Ja, er war tatsächlich noch süßer als Ruff dort unten im Goldenen Saal. Er war eben lebendiger, das war er.

»Er gehört dir ganz allein«, sagte Mama.

Da nahm ich ihn auf meinen Arm, und er bellte und war ganz wild und versuchte, mein Gesicht zu lecken. Ja, er war der süßeste Hund, den ich je gesehen habe.

»Ruff heißt er«, sagte Mama.

Das war doch seltsam, nicht?

Ich hatte Ruff so lieb und war so froh über ihn, daß ich nachts kaum schlafen konnte. Ruff lag in seinem Korb neben meinem Bett. Manchmal wimmerte er ein bißchen im Schlaf.

Ruff gehört nur mir.

Heute morgen, als ich in den Garten kam, sah ich, daß Salikons Rosen verwelkt waren. Und ein Loch gab es auch nicht mehr in der Erde.

Peter und Petra

In der Gustaf-Vasa-Schule in Stockholm geschah vor einigen Jahren etwas sehr Seltsames. Es war an einem Montag, und in der Anfängerklasse hatten sie gerade Lesen. Da klopfte es an die Tür. Ein sehr schwaches, leises Klopfen war es.

»Herein!« sagte die Lehrerin.

Aber niemand kam herein. Statt dessen klopfte es wieder.

»Geh und sieh nach, wer dort ist«, sagte die Lehrerin zu dem Jungen, der der Tür am nächsten saß. Er hieß Gunnar. Gunnar öffnete. Und draußen standen zwei Kinder, zwei ganz kleine Kinder. Ein Junge und ein Mädchen. Sie waren nicht größer als Puppen. Sie kamen herein und gingen schnurstracks auf die Lehrerin zu. Der kleine Junge verbeugte sich, und das Mädchen machte einen Knicks. Und dann sagten sie:

»Wir wollten fragen, ob wir nicht hier in die Schule gehen könnten ...«

Die Lehrerin war so überrascht, daß sie zuerst nicht antworten konnte. Schließlich fragte sie aber doch:

»Wer seid ihr eigentlich?«

»Wir heißen Peter und Petra«, antwortete der Junge.

»Und wir gehören zu einer Zwergenfamilie«, sagte das Mädchen.

»Und Mama und Papa finden, daß auch Zwerge etwas lernen müssen«, sagte der Junge.

»Wo wohnt ihr denn?« fragte die Lehrerin verwundert. »Seid ihr sicher, daß ihr zu diesem Schulbezirk gehört?«

»Wir wohnen im Vasa-Park«, antwortete Peter.



»Und der Vasa-Park gehört doch zur Gustaf-Vasa-Schule«, sagte Petra.

Ja, das mußte die Lehrerin zugeben, das stimmte. Alle in der Masse reckten die Häse, um Peter und Petra richtig sehen zu können. Sie fanden, dies war ein ungewöhnlich netter Montag, und sie wollten Peter und Petra gern zu Klassenkameraden haben.

»Ja, liebe Kinder, dann setzt euch nur«, sagte die Lehrerin. Aber wo sollten sie sich hinsetzen? Es gab ja keine Bank in der Klasse, die klein genug war für so winzige Wesen.

»Sie können bei mir sitzen!« schrie Gunnar eifrig. Und da gingen Peter und Petra zu Gunnars Platz. Er hob sie nacheinander hoch und setzte sie vor sich auf den Tisch. Dann zeigte er in die Fibel, damit Peter und Petra sahen, wie weit sie schon mit dem Lesen gekommen waren. Die Lehrerin sagte zu Gunnar, er solle lesen.

Und das tat er.

»OMA IST LIEB«, las er vor. Und Peter und Petra hörten zu und nickten verständig, obwohl sie bis jetzt ja noch nicht begriffen, wie all die kleinen schwarzen Schnörkel im Buch zu »OMA IST LIEB« wurden.

Als die Schule für diesen Tag zu Ende war, konnten Peter und Petra schon eine ganze Menge. Außer OMA IST LIEB konnten sie auch noch $2 \text{ plus } 3 \text{ ist } 5$, und dann konnten sie noch singen: »Kleine Frösche, kleine Frösche sind so lustig anzusehn.«

Auf dem Weg nach Hause ging Gunnar ein Stück zusammen mit Peter und Petra, denn sie mußten in dieselbe Richtung. Peter und Petra hielten sich fest an den Händen und sahen sich vorsichtig um, wenn sie über die Straße mußten.

»Am schlimmsten ist es, wenn wir über die Odenstraße müssen«, sagte Petra bekümmert. »Da ist so ein Verkehr!«

»Ich werde euch helfen«, sagte Gunnar. Und dann ging er mit

Peter und Petra über die Odenstraße, und wenn ein Auto kam, hielt er die Hand hoch und machte Stoppzeichen wie ein richtiger Verkehrspolizist.

»Danke und auf Wiedersehen«, sagten Peter und Petra und winkten Gunnar zu. Und dann hüpfen sie davon zum Vasa-Park.

Jeden Tag kamen Peter und Petra in die Schule. Und die Kinder in der Klasse wurden nicht müde, die beiden anzusehen. Die Lehrerin war sehr nett. Sie ließ von einem Tischler zwei winzige Schulbänkchen schreinern, die genau zu Peter und Petra paßten. Diese wurden ganz vorn in der Klasse aufgestellt. Die Lehrerin ließ auch zwei winzige Kleiderhaken anbringen, fast am Fußboden, draußen auf dem Gang. Denn wie sollte sonst Peter seinen feinen Mantel und Petra ihre hübsche Jacke aufhängen? Wenn Peter und Petra an der schwarzen Tafel rechneten, mußte die Lehrerin sie hochheben und auf einen hohen Stuhl stellen. Wenn sie Lesen hatten, durften sie immer auf Gunnars Tisch sitzen, und wenn sie selbst vorlasen, stellten sie sich mitten in das Buch. Es sah zu niedlich aus, fanden alle Kinder. Die Lehrerin sagte, die beiden wären sehr tüchtig und würden sicher ein gutes Zeugnis bekommen.

Zu Beginn des Winterhalbjahres fing es an kalt zu werden, und wie immer war im Vasa-Park eine Eisbahn. Gunnar lief dort Schlittschuh, wenn er mit seinen Schularbeiten fertig war.

Noch wußte er nicht, wo Peter und Petra wohnten, aber er wollte es zu gern sehen. Eines Abends, als er seine Schlittschuhe abgeschnallt hatte und gerade nach Hause gehen wollte, beschloß er, nach Peter und Petra zu suchen. Überall stöberte er herum, und schließlich sah er weit hinten in einem versteckten Winkel des Parks einen schwachen Lichtschein unter einer Tanne hervorschimmern. Er ging näher.

Unter der Tanne war ein Erdhaufen, und in diesem Erdhaufen war ein kleines Fenster. Von dort kam der Lichtschein. Gunnar



kniete sich hin und guckte durch das Fenster.

Und darinnen saßen Peter und Petra an einem runden Tisch und machten ihre Rechenaufgaben. Ihr Papa saß in einem Schaukelstuhl und las in der Zeitung, und ihre Mama stand am Herd und kochte Kaffee. Sie hatten kein elektrisches Licht, sondern eine Petroleumlampe, die einen milden und freundlichen Schein über Peters und Petras gebeugte Köpfe warf.

Gunnar klopfte vorsichtig an die Scheibe. Einen Augenblick später wurde eine Tür in dem Erdhaufen geöffnet. Und da stand Peter.

»Hallo«, sagte Gunnar. »Ich bin's!«

»Hallo«, sagte Peter. »Gut, daß du kommst. Du kannst mir sicher sagen, wieviel 17 weniger 9 ist.«

»Acht«, sagte Gunnar.

»Wer ist denn draußen?« rief Peters Papa.

»Es ist nur einer aus meiner Klasse!« schrie Peter zurück.

Da kam auch Petra angerannt.

»Bist du Schlittschuh gelaufen?« fragte sie.

»Wenn du wartest, bis die Eisbahn geschlossen ist, kannst du sehen, wie Petra und ich laufen«, sagte Peter. »Wir trauen uns nicht zu laufen, solange die großen Kinder dort sind.«

»Schade, daß wir dich nicht bitten können reinzukommen«, sagte Petra. »Du bist zu groß. Aber du kannst ja durchs Fenster gucken.«

Und das tat Gunnar. Er kniete sich wieder hin und schaute in den freundlichen Raum. Peter und Petra standen am Fenster und schnitten ihm Gesichter. Sie schrieben etwas auf einen Zettel, und dann hielten sie ihn an die Fensterscheibe. Da stand in Druckbuchstaben:

GUNAR, DU BIST EIN PRIHMA KERL.

Dann lachten sie, Peter und Petra drinnen und Gunnar draußen vor dem Fenster.



Nach einer Weile zeigte Peter auf eine Uhr, die an der Wand hing. Gunnar verstand, daß er meinte, nun sei die Eisbahn geschlossen.



Und Peter und Petra beeilten sich, ihre Schlittschuhe hervorzuholen, zogen ihre Jacken und Handschuhe an und setzten ihre Mützen auf, sagten ihren Eltern auf Wiedersehen und kamen heraus zu Gunnar gelaufen.

Die Eisbahn lag dunkel und leer da. Bald hatten Peter und Petra ihre winzigen Schlittschuhe angeschnallt. Und dann schwebten sie zusammen über das Eis. Und sie schwebten hinaus und tanzten übers Eis und zogen ihre Kreise vor und zurück auf eine wunderbare, bezaubernde Weise. Es war, als ob ein schwacher Schimmer um sie war, als sie so tanzten, und Gunnar glaubte, eine leise Musik zu hören, von weit her - aber das war vielleicht nur Einbildung. Er hielt den Atem an. Es war das Schönste, was er je gesehen hatte, und er dachte, er würde sich immer, immer daran erinnern, solange er lebte. Peter und Petras Augen strahlten, als sie schließlich, die Arme umeinander gelegt, auf Gunnar zuglitten, und Peter sagte:



»Laufen wir nicht schon ganz gut?«

Und Petra sagte:

»Wir üben hier jede Nacht eine Weile, wenn die Großen schlafen. Es macht uns riesigen Spaß.«

Als Gunnar an diesem Abend mit den Schlittschuhen über der Schulter nach Hause ging, sang er vor sich hin. Er war so froh, und er hatte Peter und Petra so gern.

Bald war Weihnachten, und eines schönen Tages war die Schule zu Ende, und es gab Zeugnisse. Peter und Petra bekamen richtig gute Zensuren. Die Lehrerin hatte sie in ihrer kleinsten Schrift auf winzige Zettelchen geschrieben. Petra hatte »sehr gut« im Lesen, und sie war sehr stolz darauf. Peter hatte nur »gut«.

Gunnar sollte Weihnachten bei Großvater und Großmutter in Småland feiern. Als er Peter und Petra wie gewöhnlich über die Odenstraße gebracht hatte, sagte er:

»Auf Wiedersehen, Peter. Auf Wiedersehen, Petra. Bis nach den Ferien also!«

»Wiedersehen, Gunnar«, sagten Peter und Petra. »Du bist ein prima Kerl!«

Und dann verschwanden sie im Vasa-Park.

»Bis bald!« riefen sie und winkten.

Aber Peter und Petra kamen nie wieder.

Als die Schule nach den Weihnachtsferien anfang, waren Peter und Petra nicht da. Alle Kinder in der Klasse warteten und warteten auf ihr leises, schwaches Klopfen an der Klassentür. Gunnar wartete am allermeisten. Aber sie kamen nicht. Da standen sie nun, die kleinen Bänkchen, vorn beim Pult der Lehrerin. Doch kein Peter und keine Petra saßen dort. Die kleinen Kleiderhaken im Gang blieben leer. Aber dann kam eines Tages ein kleiner Brief in Gunnars Briefkasten geflattert. Er war von Peter und Petra. Und in dem Brief stand:

»Lieber Gunnar!

Wir sind fortgezogen nach Tierp, denn Mama fand, wir könnten hier eine besere Wohnung bekommen. Aber hier gibt es keine Eissbahn aber wir üben jetzt auf einem kleinen See aber es war fast beser auf der Eissbahn im Vasa-Park. Auf Wiedersehen, Gunar, Du bist ein prihma Kerl

Peter und Petra.«

Gunnar läuft an den Winterabenden immer noch Schlittschuh im Vasa-Park. Doch manchmal bleibt er stehen und schaut nur. Dann glaubt er, einen winzigen Jungen und ein winziges Mädchen zu sehen, die zu einer leisen Musik von weit her auf dem Eis tanzen.



Klingt meine Linde

Vor langer Zeit, in den Tagen der Armut, da gab es noch Armenhäuser im ganzen Land, in jedem Kirchspiel eins. Dort wohnten die Ärmsten der Armen, die Alten und Gebrechlichen, die nicht mehr arbeiten konnten, die Hungerleider und Kranken und Bresthaften, die närrischen Tröpfe und die Waisenkinder, die niemand in Pflege nehmen wollte. Sie alle brachte man zur Stätte der Seufzer, zum Spittel.

Auch im Kirchspiel Norka gab es eins, und dorthin kam Malin, als sie acht Jahre alt war.

Vater und Mutter waren an der Schwindsucht gestorben, und da die Norkabauern fürchteten, Malin könne ihnen die Krankheit ins Haus bringen, wollte sie keiner für Geld in Pflege nehmen, wie es sonst Brauch war, und deshalb kam sie ins Spittel.

Es war noch zeitig im Frühjahr an einem Samstagabend, und alle Armenhäusler hockten am Fenster und gafften auf die Dorfstraße. Es war das einzige Vergnügen der Allerärmsten am Samstagabend. Nicht, daß es so viel zu sehen gegeben hätte. Dort kam ein verspätetes Bauernfuhrwerk von einer Reise in die Stadt heim, dort kamen ein paar Häuslerbuben auf dem Weg zum Angeln, und dort kam auch Malin mit ihrem Kleiderbündel unter dem Arm. Ihr starrten sie alle entgegen.

Ich Ärmste, ich muß ins Spittel, dachte Malin, als sie auf der Vordertreppe stand. Ich Ärmste!

Sie klinkte die Tür auf, und vor ihr stand Pompadulla, die im Spittel von Norka schaltete und waltete und die Erste unter den

Spittlern war.

»Willkommen im Hause der Armut«, sagte Pompadulla. »Eng haben wir es schon, und besser wird es jetzt auch nicht. Aber viel Platz brauchst du ja nicht, so klein und mager, wie du bist.«

Malin schwieg und sah zu Boden.

»Und kein Hopsen und Hüpfen, kein Toben und Tollen, das wollen wir hier nicht haben «, sagte Pompadulla. »Damit du es von vornherein weißt.«

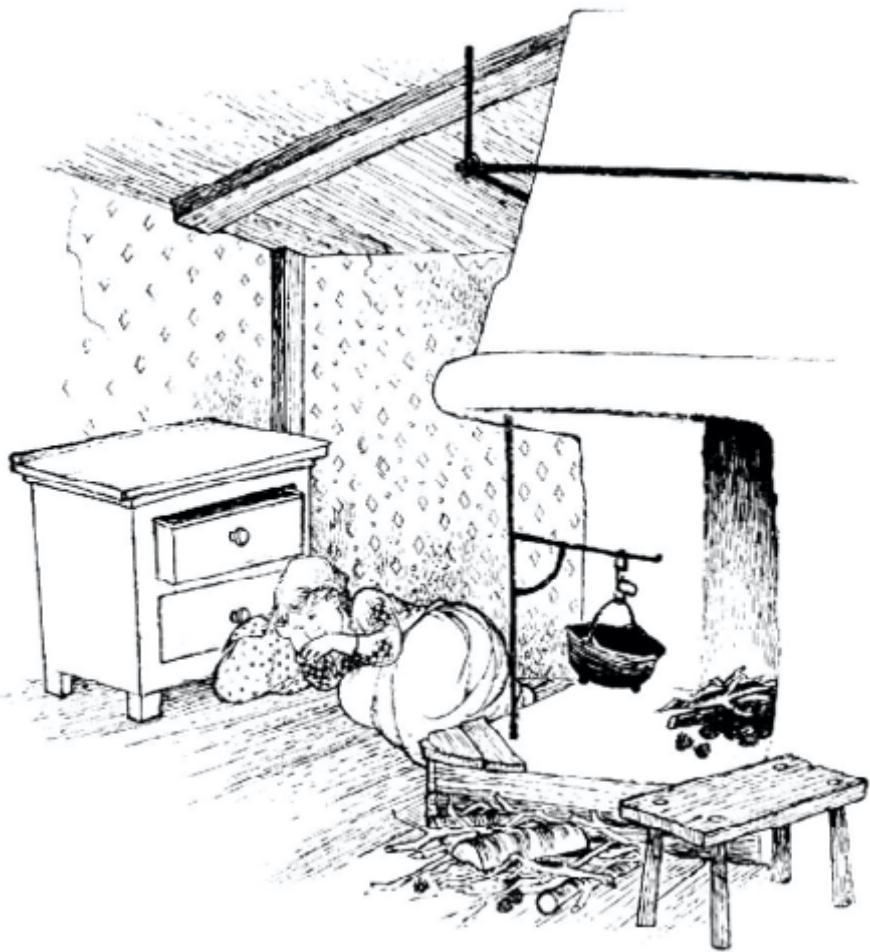


Und rings an den Wänden hockten die Armenhäusler und starrten Malin trübsinnig an, und sie dachte:

Wer möchte hier wohl toben und tollern, ich nicht und auch niemand sonst.

Sie kannte sie gut, die Armenhäusler von Norka, denn sie zogen ja tagtäglich mit ihren Bettelsäcken im Kirchspiel umher und baten und flehten um Gottes Barmherzigkeit willen um ein Stückchen Brot. Ja, sie kannte sie alle. Da war Schiefmaul, der Häßlichste im ganzen Dorf, mit dem man die Kinder gruseln machte, obwohl er so harmlos und gut war und niemandem etwas zuleide tat. Da war Jocke Kis, dem der liebe Gott den Verstand genommen hatte, und Ola auf Jola, der zehn Wecken essen konnte, ohne satt zu werden. Da war Sommer-Nisse mit seinem Holzbein und Hühner-Hilma mit ihrem Plierauge und Krücken-Anna und Liebe Güte und Keif-Marja, und über ihnen allen die großmächtige Pompadulla, vom Kirchspiel ausersehen, im Armenhaus zu herrschen.

Malin stand an der Tür und sah sich um in der Not und im Elend des Armenhauses und dachte, daß sie hier ihr junges Leben verbringen müsse, bis sie alt genug sei, irgendwo als Magd zu dienen. Da wurde ihr das Herz schwer, denn sie wußte nicht, wie sie es ertragen sollte, hier zu leben, wo es nichts Schönes gab und keine Freude. Auch daheim waren sie arm gewesen, aber ganz gewiß hatte es dort Schönes gegeben und Freude. Ach, der Apfelbaum vor dem Fenster, wenn er im Frühling blühte, ach, die Maiglöckchen im Wald, ach, der Schrank mit den gemalten Rosen auf der Tür und der große blaue Leuchter mit den Talgkerzen darin, ach, Mutters braune Brotlaibe, wenn sie frisch gebacken aus dem Ofen kamen, und ach, die Kuchendielen am Samstagabend, weiß gescheuert und mit gehacktem Wacholder bestreut! Ja, alles war schön und froh gewesen daheim, ehe die Krankheit kam.



Aber hier im Spittel war es so häßlich, daß man weinen konnte, und vor dem Fenster lag nur ein karger Kartoffelacker, da war kein Maiglöckchenwald und kein blühender Apfelbaum. Ich Ärmste, dachte Malin, jetzt bin ich die jüngste Armenhäslerin von Norka, und alles Schöne ist vorbei und alle Freude. In der Nacht schlief sie in einem Winkel auf den Dielen, aber

noch lange lag sie wach und hörte die Spittler schnaufen und schnarchen. Zu zweit in einem Bett schliefen sie nach des Tages Mühen und Wanderungen, Schiefmaul mit Sommer-Nisse, Jocke Kis mit Ola auf Jola, Hühner-Hilma mit Liebe Güte, Krücken-Anna mit Keif-Marja. Pompadulla aber wohnte allein oben in der Dachkammer und teilte das Bett nur mit den Wanzen.

In der Frühe erwachte Malin, und in der kalten, grauen Morgendämmerung sah sie die Scharen der Wanzen über die Tapete spazieren. Jetzt kehrten sie heim zu ihren Ritzen und Spalten, aber in der nächsten Nacht würden sie wiederkommen, um sich an den Spittlern von Norka zu mästen.

Wäre ich eine Wanze, dann würde ich von hier fortziehen, dachte Malin. Aber vielleicht fragen die Wanzen nicht danach, was schön ist und froh macht, solange es hier nur vier Betten mit acht Spittlern gibt und eine kleine Spittlerin auf den nackten Dielen.

Von ihrem Winkel aus konnte Malin auch sehen, was unter den Betten stand und lag. Alles, was die Armenhäusler von den Dörflern erbettelt und erjammert hatten, das verwahrten sie dort in Schachteln und Beuteln, ein jeder seine Brotkanten, ein jeder seine Erbsen und seine Grütze, ein jeder sein Speckstreifchen, seine paar kümmerlichen Kaffeebohnen und seinen Kessel mit dickem, altem Kaffeesatz.

Jetzt erwachten die Alten, einer nach dem anderen, und zeterten und zankten, wer sich zuerst seinen Kaffee brauen dürfe. Mit ihren Kesseln schubsten und drängten sie sich um den offenen Herd, sie schimpften und schalten, doch da trat die großmächtige Pompadulla ein. Sie schob sie alle kurzerhand beiseite und setzte ihren eigenen dreibeinigen Kessel aufs Feuer.

»Zuerst braue ich ein Schlückchen für mich und meine Kleinmagd«, sagte sie.

Denn in der Nacht hatte sie sich ausgedacht, daß eine Kleinmagd

sehr nützlich sein könne, wenn man mit dem Bettelsack umherzog. Schließlich mußten die Dörfler ja um Gottes Barmherzigkeit willen dafür sorgen, daß unschuldige Kinder nicht Hungers starben.

Deshalb bekam Malin von Pompadulla jetzt einen Klaps auf die Wange und Kaffee und Zwieback, und fortan war sie also Pompadullas Kleinmagd und würde es bleiben. Doch Jocke Kis, der nicht ganz richtig war im Kopf, er sagte, hoho, jaja, dann habe die Königin Pompadulla ja jetzt eine Erbin für ihr Reich.

»Welches Reich denn?« wollte Pompadulla wissen.

»Das Elendsreich«, sagte Jocke Kis. »Armenhauskönigin, der Wanzen hohe Herrscherin, das kann sie dann werden, deine Kleinmagd.«

Und Malin saß traurig dabei, und über den Rand der Kaffeetasse hinweg sah sie sich um im Elend des Spittels und versuchte eine einzige winzige Kleinigkeit zu erspähen, die schön war. Doch da gab es nichts, nein, nichts. Da betete sie zum lieben Gott, daß er ihr ein besseres Los bescheren möge, als Jocke Kis ihr vorausgesagt hatte. Sie betete, daß er es ihr erlassen möge, Armenhauskönigin zu werden und aller Wanzen Herrscherin.

Und dann begann sie ihre Wanderung mit Pompadulla. Sie zogen von Hof zu Hof und bettelten um Brot. Und Pompadulla war sehr zufrieden mit ihrer Kleinmagd, sie steckte ihr die besten Bissen zu von dem, was sie erbettelt hatten, und am Abend prahlte sie vor den anderen Spittlern, die keine Kleinmagd hatten.

Da Malin ein gutes Herz hatte, bemühte sie sich, allen eine gute Kleinmagd zu sein. Wenn Hühner-Hilma mit ihren krummen Fingern nicht das Schuhband knüpfen konnte, dann knüpfte Malin es ihr, und wenn Liebe Güte ihre Knäuel fallen ließ, dann hob Malin sie ihr auf, und wenn Jocke Kis sich ängstigte, weil er Stimmen im Kopf hörte, dann tröstete und beruhigte Malin ihn. Doch sich selbst konnte sie nicht trösten, denn für den, der



ohne etwas Schönes nicht leben kann, gab es im Spittel von Norka keinen Trost.

Auf ihren Wanderungen mit Pompadulla kam sie eines Tages auch zum Pfarrhof, und die Pfarrersfrau gab ihnen um Gottes Barmherzigkeit willen Brot für den Bettelsack und einen Teller voll Wassergrütze am Küchentisch. Doch Malin bekam an diesem Tage noch etwas geschenkt. Gerade an diesem Tag und gerade dort in der Küche des Pfarrhofs geschah das Wunderbare, daß sie als Herzenstrost etwas Schönes geschenkt bekam. Sie saß am Tisch, löffelte ihre Grütze und ahnte nichts, da drangen durch die angelehnte Tür *Worte* zu ihr herüber, Worte, so hold, daß sie erbehte. Dort drinnen war jemand, der den Kindern des Pfarrers ein Märchen vorlas, und in all ihrer Holdheit drangen die Worte durch den Türspalt und kamen auch zu Malin. Nie zuvor hatte sie gewußt, daß auch Worte schön sein können, und nun erfuhr sie es, und sie sanken ihr in die Seele wie Morgentau auf eine Sommerwiese. Ach, sie wollte sie in ihrem Herzen bewahren für alle Zeit und nie wieder vergessen, aber schon, als sie mit Pompadulla heimkehrte ins Spittel, waren sie ihr aus dem Gedächtnis entschwunden. Nur ein paar wunderliebliche Worte wußte sie noch, und sie sagte sie leise vor sich hin, wieder und immer wieder.

Klingt meine Linde,
singt meine Nachtigall?

So lauteten die Worte, und in ihrem Glanz schwand alles Elend und aller Jammer des Armenhauses dahin. Warum es so war, wußte sie nicht, doch ein Segen war es, daß es so war.

Und das Leben ging seinen Gang. Bei den Armenhäuslern war kein Ende des Jammerns und Seufzens, da war kein Ende ihres Hungers und ihrer Not und ihres bitteren Wartens. Doch Malin



hatte diese Worte als Herzenstrost, und sie halfen ihr das Leben ertragen. Denn gar viel gab es im Spittel, was schwer war, mit anzusehen und anzuhören.

Da hockte Liebe Güte mit ihren Knäueln, und die langen Stunden des Tages hindurch wickelte sie das Garn des einen Knäuels auf das andere, ohne Unterlaß und niemandem auf der Welt zu Nutzen. Und wenn sie dann an all das Garn dachte, das sie in ihrer Jugend gewickelt und verstrickt hatte, weinte sie still

vor sich hin, und Malin sah es...

Klingt meine Linde, singt meine Nachtigall?

Und Jocke Kis ängstigte sich und hörte Stimmen in seinem Kopf und schlug ihn gegen die Wand und flehte die anderen an, den Kopf mit ihm zu tauschen, und da lachten sie alle außer Malin...

Klingt meine Linde, singt meine Nachtigall?

Und wenn der Abend einzog im Armenhaus und keine Kerzen mehr da waren zum Anzünden, dann hockten die Spittler in ihren Betten und starrten in die Dunkelheit und in ihre Erinnerungen hinein, sie murmelten und seufzten, sie stöhnten und ächzten, und Malin hörte es...

Klingt meine Linde, singt meine Nachtigall?

Doch die Zeit ging dahin, und nach und nach genügten Malin die Worte allein nicht mehr, sie wurden zu einem Sehnen, das sie Tag und Nacht begleitete. Und plötzlich wußte sie, wonach sie verlangte. Eine klingende Linde wünschte sie sich, eine singende Nachtigall wollte sie haben, genau wie die Königin im Märchen. Und der Gedanke ließ ihr keine Ruhe mehr, und es kam ihr in den Sinn, sie müsse draußen auf dem Kartoffelacker ein Samenkorn säen und warten, ob daraus nicht eine Linde sproß.

Hätte ich doch nur ein Samenkorn, dachte sie, gewiß bekäme ich dann auch eine Linde. Und hätte ich eine Linde, gewiß bekäme ich dann auch eine Nachtigall. Und hätte ich eine Nachtigall, dann wäre es auch im Spittel schön, dann herrschte auch im Spittel die Freude. Und als sie mit Pompadulla durch den Hag wanderte, da fragte sie:

»Den Samen der Linde, wo findet man den?«

»An den Linden im Herbst«, antwortete Pompadulla.

Aber bis zum Herbst konnte Malin nicht warten. Die Nachtigallen sangen doch im Frühling, und dann klangen auch die Linden, die

Frühlingstage aber rinnen davon wie Wasser, das die Steine umspült. Bekam sie nicht bald ein Samenkorn, dann war es zu spät.

Da erwachte sie eines Morgens in der Frühe vor allen anderen. Vielleicht waren es die Wanzen, die sie geweckt hatten, vielleicht



war es auch die Sonne, die sich durch das Fenster des Spittels stahl. Während Malin dort lag und sich kratzte, folgte ihr Blick einem Sonnenstrahl bis unter Sommer-Nisses Bett, und da sah sie etwas auf den Dielen liegen, etwas Winziges, Gelbes, Rundes. Es war nur eine Erbse, die aus Sommer-Nisses zerlumptem Beutel gerollt war, aber es kam Malin in den Sinn, diese Erbse statt eines Samenkorns zu nehmen. Vielleicht ließ Gott in seiner Güte dieses Mal eine Linde aus einer Erbse sprießen.

Mit Glauben und Sehnen wird es gelingen, dachte Malin. Und sie ging hinaus auf den Kartoffelacker und grub dort mit ihren bloßen Händen eine Grube, und da hinein legte sie die Erbse, die eine Linde werden sollte.

Und dann glaubte sie und sehnte sich. Sie glaubte so stark und sie sehnte sich so innig. Jeden Morgen, wenn sie erwachte, setzte sie sich auf in ihrem Winkel und lauschte mit ganzer Seele hinaus auf den Kartoffelacker, lauschte nach einer klingenden Linde und einer singenden Nachtigall. Doch sie hörte nur die Spittler in ihren Betten schnarchen und die Spatzen vor dem

Fenster tschilpen.

Es dauert seine Zeit, dachte Malin, aber mit Glauben und Sehnen wird es gelingen.

Und sie freute sich darauf, wie schön und froh alles im Armenhaus werden würde. Eines Tages, als Jocke Kis wieder über die Stimmen weinte und seinen Kopf gegen die Wand schlug, da erzählte sie ihm von dem Wunderlieblichen, das kommen würde.

»Wenn die Linde erst klingt und die Nachtigall singt, dann hörst du die Stimmen nicht mehr«, sagte Malin.

»Ist das auch ganz gewiß?« fragte Jocke Kis.

»Ja, mit Glauben und Sehnen wird es gelingen«, sagte Malin.

Und Jocke Kis geriet ganz außer sich vor Freude. Sogleich begann auch er zu glauben und sich zu sehnen. Und auch er lauschte jeden



Morgen hinaus auf den Kartoffelacker, lauschte nach einer klingenden Linde und einer singenden Nachtigall.

Aber eines Tages erzählte er Ola auf Jola von dem Wunderlieblichen, das kommen würde. Da lachte Ola, daß es dröhnte, und sagte, wenn eine Linde auf dem Kartoffelacker wüchse, dann würde er sie niederhauen.

»Denn was wir brauchen, das sind Kartoffeln«, sagte Ola. »Und außerdem wird es gar keine Linde.«

Da kam Jocke Kis mit Tränen in den Augen zu Malin und sagte:

»Ist es wahr, was Ola sagt, daß wir Kartoffeln brauchen, und außerdem wird es gar keine Linde?«

»Mit Glauben und Sehnen wird es gelingen«, sagte Malin. »Und wenn die Linde erst klingt und die Nachtigall singt, braucht Ola keine Kartoffeln mehr.«

Aber Jocke Kis sorgte sich dennoch und fragte:

»Wann wird es denn eine Linde?«

»Vielleicht schon morgen«, sagte Malin.

In dieser Nacht lag sie lange wach und glaubte und sehnte sich. Noch nie zuvor hatte jemand so stark geglaubt und sich so innig gesehnt. Es war, als müßte die Erdkruste bersten und als müßten in allen Hainen und Wäldern Linden sprießen.

Schließlich schlief sie ein und erwachte erst, als die Sonne hoch am Himmel stand. Sie wußte gleich, was geschehen war, denn da drängten sich alle Spittler vor dem Fenster und gafften vor Verwunderung. Wahr und wahrhaftig, draußen auf dem Kartoffelacker stand eine Linde, der schönste, zierlichste Baum, den man sich wünschen konnte. Zarte, grüne Blätter hatte die Linde, hübsche, feine Zweige hatte sie und einen glatten, ranken Stamm. Malin freute sich so sehr, daß sie glaubte, das Herz fliege ihr aus der Brust.

Wahrhaftig, dort stand eine Linde!

Und Jocke Kis geriet ganz außer sich vor Freude, er wußte sich kaum zu lassen. Und nicht einmal Ola lachte, sondern sagte:

»Ein Wunder ist geschehen in Norka ... wahrhaftig, da steht eine Linde!«

Ja, eine Linde stand dort, aber sie klang nicht, gar nicht. Ganz still stand sie dort, und ihre Blätter rührten sich nicht. Gott hatte in seiner Güte eine Linde aus einer Erbse sprießen lassen. Ach, weshalb nur hatte er vergessen, ihr eine Seele zu geben?

Draußen auf dem Kartoffelacker, da standen sie nun versammelt,



die Spittler. Sie warteten darauf, die Linde klingen und die Nachtigall singen zu hören, so wie Malin es ihnen versprochen hatte.

Doch die Linde blieb stumm. Malin schüttelte das Bäumchen in ihrer Verzweiflung. Ohne klingende Linde gab es auch keine Nachtigall, das wußte sie wohl, denn so ist es nun einmal mit den Nachtigallen. Doch die Linde blieb stumm.

Den ganzen Tag saß Jocke Kis auf der Vortreppe, er lauschte und wartete, aber am Abend kam er mit Tränen in den Augen zu Malin und sagte:

»Du hast versprochen, daß sie klingen wird. Du hast gesagt, daß eine Nachtigall singen wird.«

Und Ola auf Jola hielt die Linde nicht länger für ein Wunderwerk.

»Was sollen wir denn mit einer Linde, die nicht klingt?« fragte er. »Morgen haue ich sie nieder. Denn was wir brauchen, das sind Kartoffeln.«

Da weinte Malin, denn nun wußte sie nicht mehr, wie es je etwas Schönes und Frohes im Spittel geben könne.

Die Spittler gingen zu Bett, sie warteten nicht mehr auf die Nachtigall, sie warteten nur auf die Wanzen. Und die Wanzen saßen in ihren Ritzen und Spalten und warteten auf sie.

Dann senkte sich die Frühlingsnacht still über Norka. Doch in ihrem Winkel im Armenhaus lag Malin und konnte nicht schlafen. Sie stand auf und ging hinaus auf den Kartoffelacker. Licht und klar wölbte sich der Frühlingshimmel über das dunkle Armenhaus, über die stumme Linde, über das schlafende Dorf. Im ganzen Norka-Kirchspiel war wohl niemand wach außer Malin, und doch spürte sie, daß die Nacht voller Leben war. In den Blättern und Blüten, in den Gräsern und Bäumen lebte und webte der Lenz, ja im kleinsten Kraut, im winzigsten Halm war Leben. Nur die Linde war tot. Schön und stumm stand sie auf dem Kartoffelacker und war tot. Malin legte ihre Hand an den Stamm.



Und da spürte sie plötzlich, wie bitter es für die Linde war, ganz allein ohne Leben zu sein und nicht klingen zu dürfen. Und es kam Malin in den Sinn, dem toten Baum ihre Seele zu schenken. Dann würde das Leben in die kleinen, grünen Blätter und die zierlichen, feinen Zweige strömen, und dann würde die Linde so jubelnd klingen, daß alle Nachtigallen in allen Hainen und Wäldern auf Erden es hören würden.

Ja, dann klingt meine Linde, dachte Malin, dann singt meine Nachtigall, und dann wird alles schön und froh im Armenhaus. Doch dann dachte sie: Aber ich bin dann nicht mehr da, denn ohne Seele kann niemand leben auf Erden. Doch in der Linde lebe ich weiter, bis zum Ende der Zeit wohne ich dann in meinem kühlen, grünen Haus, und die Nachtigall singt für mich an den Abenden und in den Nächten des Frühlings. Und alles wird froh.

Ja, es kam ihr in den Sinn, ihre Seele der Linde zu schenken... Im ganzen Kirchspiel war niemand wach, und deshalb weiß auch niemand so recht, was in jener fernen Frühlingsnacht in Norka vor dem Armenhaus geschah. Nur eins weiß man gewiß ... daß bei Morgenrauen alle Spittler von der lieblichsten Musik draußen auf dem Kartoffelacker geweckt wurden; eine klingende Linde und eine singende Nachtigall weckten sie zu einem Tag der Herzensfreude. Denn so wunderlieblich klang die Linde, so herzinnig sang die Nachtigall, daß alles mit einem Mal schön und froh wurde im Armenhaus.

Malin aber war nicht mehr dort, und sie kehrte auch niemals wieder. Die Spittler vermißten sie sehr und forschten und fragten, wo sie wohl sein könnte. Aber Jocke Kis, der nicht ganz richtig war im Kopf, sagte, daß er nur eine einzige Stimme gehört habe, als die Linde klang. Und die flüsterte:

»Ich bin es ... Malin.«

Der Drache mit den roten Augen

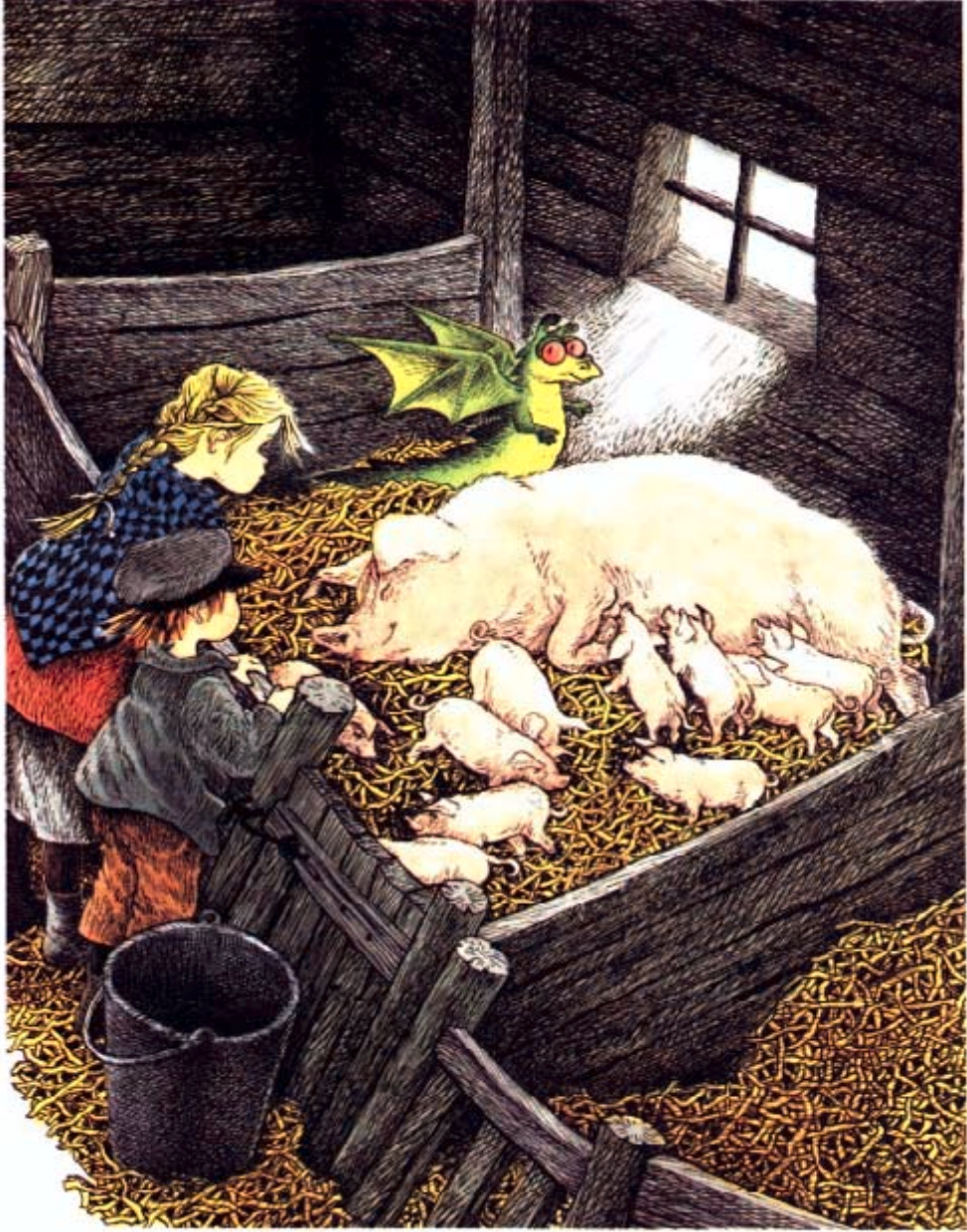
Ich denke oft an unseren Drachen. Nie werde ich jenen Morgen im April vergessen, an dem ich ihn zum erstenmal sah. Mein Bruder und ich kamen in den Schweinestall. Wir wollten die kleinen Ferkel anschauen, die in der Nacht geboren worden waren. Da lag die große Muttersau, und im Stroh drängelten sich zehn Ferkelchen an sie. Ganz allein für sich in einer Ecke stand jedoch ein kleiner, schwächerer grüner Drache mit bösen Augen.

»Was ist das denn? « fragte mein Bruder. Er war so erstaunt, daß er kaum sprechen konnte.

»Ich glaube, das ist ein Drache«, sagte ich. »Die Sau hat zehn Ferkel und einen Drachen bekommen.«

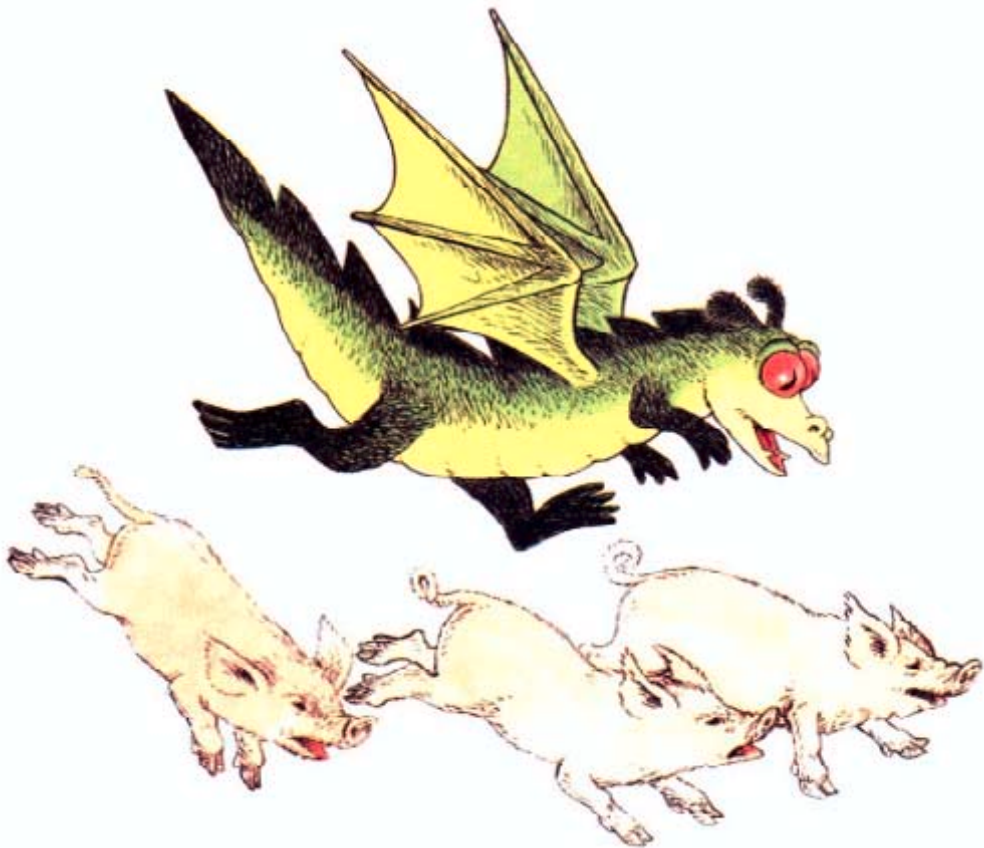
Und so war es auch. Wie es zugegangen war, wird man wohl nie erfahren. Ich glaube, die Muttersau war genauso erstaunt wie wir. Besonders entzückt war sie von ihrem Drachenkind nicht, aber sie gewöhnte sich allmählich daran. Nur daß es sie jedesmal biß, wenn es trinken wollte, daran gewöhnte sie sich nie. Das konnte sie so wenig leiden, daß sie sich schließlich weigerte, ihm etwas zu trinken zu geben.

Mein Bruder und ich mußten daher jeden Tag hinüber zum Schweinestall gehen, um dem Drachen Futter zu bringen. Wir brachten ihm kleine Kerzenstummel, Schnüre, Korken und alles, was Drachen gern essen. Bestimmt wäre der Drache verhungert, wenn mein Bruder und ich nicht immer wieder mit unserem Korb zum Schweinestall gegangen wären. Alle Ferkel grunzten vor Hunger, wenn wir die Tür zum Schweinestall öffneten, der



Drache aber stand einfach ganz still da und starrte uns aus seinen roten Augen an. Nicht einen Ton sagte er, doch wenn er fertiggegessen hatte, rülpste er jedesmal ziemlich laut, und dann machte er ein zufriedenes, rauschendes Geräusch, indem er mit dem Schwanz wedelte.

Wenn eins der Ferkel versuchte, einen von den Leckerbissen zu erwischen, wurde der Drache wütend und biß es ordentlich. Er war wirklich ein böser kleiner Drache.





Aber wir mochten ihn. Wir kratzten ihm oft den Rücken, und es sah jedesmal aus, als ob er das gern hätte. Seine Augen glühten rot vor Glück, und er stand mäuschenstill da und ließ sich kratzen.

Ich kann mich erinnern, daß er einmal in den Trog gefallen war, aus dem die Sau fraß. Wie es zuging, daß er dort landete, weiß ich nicht mehr, aber ich werde nie den Anblick vergessen, wie er da im Schweinetrog herumschwamm, so ruhig, so selbstsicher, so glücklich darüber, daß er schwimmen konnte.

Mein Bruder fischte ihn mit einem Stock heraus und stellte ihn zum Trocknen ins Stroh. Er schüttelte sich, daß die Kartoffelschalen nur so um ihn herumspritzten, und hinterher lachte er leise vor

sich hin und starrte uns aus seinen roten Augen an. Manchmal konnte er tagelang maulen, ohne daß man wußte, warum. Dann tat er so, als höre er nicht, wenn man ihn rief, stand einfach in einer Ecke und kaute Stroh und benahm sich überhaupt komisch. Wir wurden dann immer sehr böse auf ihn und beschlossen, ihm kein Futter mehr zu bringen.

»Hast du das gehört, du Dickkopf?« sagte mein Bruder einmal zu ihm, als es wieder soweit war. »Du kriegst keinen einzigen Kerzenstummel mehr, pilutta, pilutta!« (Pilutta sagte man zu jener Zeit, das bedeutete ungefähr dasselbe wie ätsch!)



Aber stellt euch vor - da begann der kleine Drache zu weinen. Helle Tränen kullerten aus seinen roten Augen, und er tat uns leid.

»Nicht weinen«, sagte ich schnell. »Wir haben es nicht so gemeint - du kriegst so viele Tannenbaumkerzen, wie du nur essen kannst.« Da hörte der kleine Drache auf zu weinen, lachte vor sich hin und wedelte mit dem Schwanz.

Jedes Jahr am zweiten Oktober denke ich an den Drachen meiner Kindheit. Denn an einem zweiten Oktober verschwand er. Die Sonne ging an jenem Tag vor vielen Jahren strahlend unter, der Himmel leuchtete in den wundervollsten Farben, und ein leichter Nebel lag über den Wiesen. Es war einer von jenen Abenden, wo





man sich nach etwas sehnt, und man weiß nicht, wonach. Der kleine Drache, die Muttersau und ihre Ferkel waren auf die Wiese hinausgelassen worden, damit sie ein bißchen Bewegung bekamen. Mein Bruder und ich waren auch da, um zuzusehen.

Wir froren in der Abendluft, die kühl vom Nebel war. Wir hüpfen auf und ab, um uns warm zu halten, und ich dachte: Jetzt geh ich bald ins Haus und leg mich in mein warmes Bett, und bevor ich einschlafe, lese ich noch ein Märchen. Gerade da kam der kleine Drache auf mich zu. Er legte mir die kalte Tatze auf die Backe, und seine roten Augen waren voller Tränen.







Und dann - nein, war das seltsam - flog er einfach fort. Wir hatten nicht gewußt, daß er fliegen konnte. Aber er hob sich geradewegs in die Lüfte und flog mitten hinein in den Sonnenuntergang. Schließlich sahen wir ihn nur noch als einen kleinen schwarzen Punkt in der feuerroten Sonne. Und wir hörten ihn singen. Er sang mit einer ganz reinen, hellen Stimme, während er flog. Ich glaube, er war glücklich.

An diesem Abend habe ich kein Märchen gelesen. Ich lag unter der Decke und weinte um unseren grünen Drachen mit den roten Augen.



